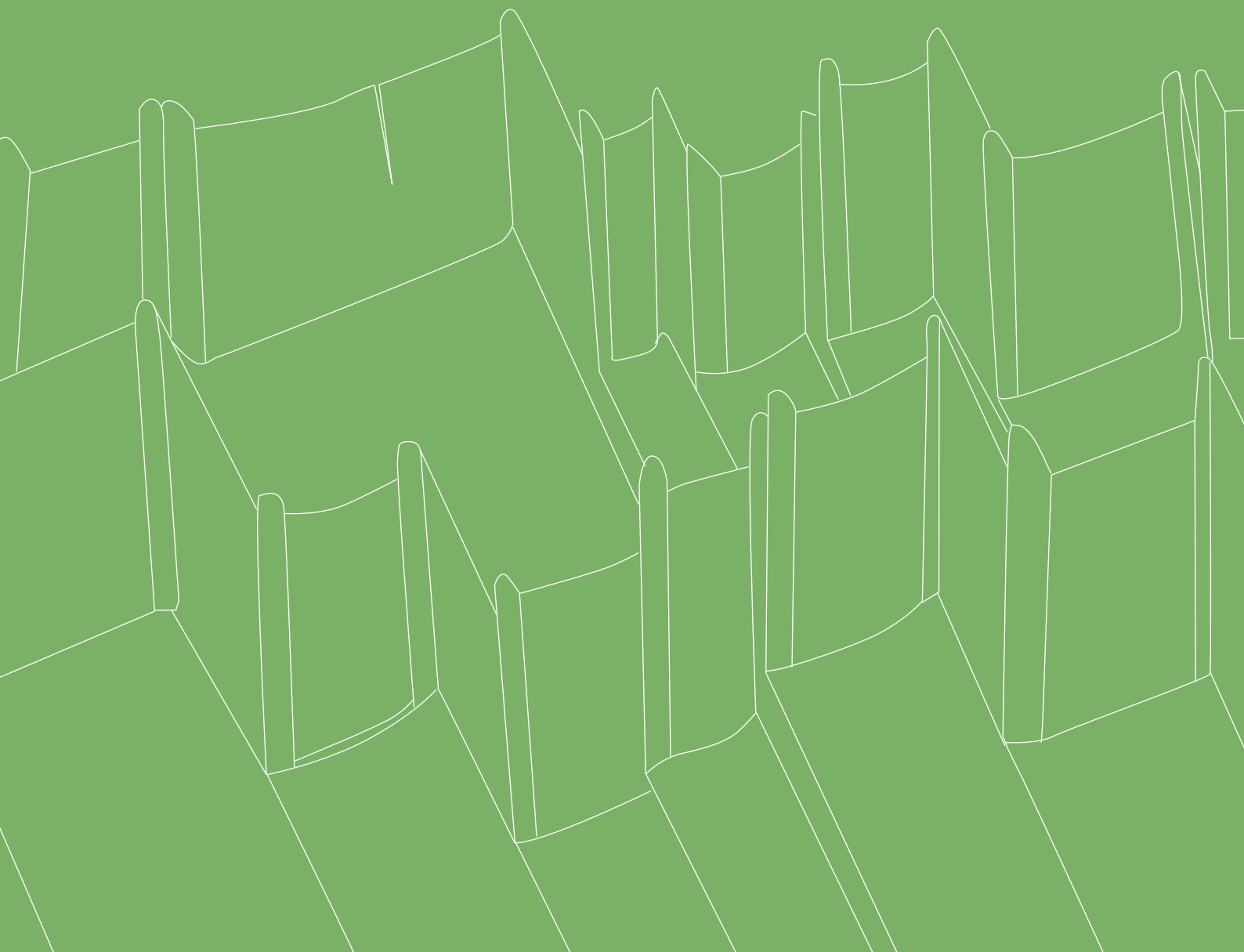


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Andreas Malessa
**Und das soll man glauben?
Warum ich der Bibel trotzdem vertraue**
Friederike Eichhorn-Remmel
- 8 Thomas Hieke
**Gott erscheint
Epiphanie und Theophanie im Alten Testament**
Christoph Rösel
- 10 Christian Blumenthal
Krisenmanagement bei Markus
Sandra Huebenthal
- 12 Gerhard Gäde
Die Ich-bin-Worte Jesu
Manuel Bonimeier

Kirche

- 15 Daniel Bogner
**Liebe kann nicht scheitern
Welche Sexualmoral braucht des 21. Jahrhundert?**
Heribert Körlings
- 16 Norbert Reck
**Kein anderes Ufer
Die Erfindung der Homosexualität und ihre Folgen**
Heribert Körlings
- 18 Gregor Maria Hoff
**In Auflösung
Über die Gegenwart des römischen Katholizismus**
Thomas Franz
- 20 Hildegard Huwe / Miriam Penkhues
Das Geheimnis des Pilgerns
Claudia Pappert
- 22 Marina Münkler
**Anbruch der neuen Zeit
Das dramatische 16. Jahrhundert**
Michaela Bill-Mrziglod
- 24 Volker Reinhardt
**Der nach den Sternen griff
Giordano Bruno**
Michaela Bill-Mrziglod

- 26 Claus Arnold / Martin Belz / Matthias Schnettger (Hg.)
Reichstag – Reichsstadt – Konfession Worms 1521
Bernward Schmidt

Kunst / Literatur

- 29 Christian Lehnert
**Die weggeworfene Leiter
Gedanken über Religion und Poesie**
Clemens Hermann Wagner
- 30 Bodo Kirchhoff
Seit er sein Leben mit einem Tier teilt. Roman
Susanne Nordhofen
- 32 Simone Hirth
Malus. Roman
Marie-Luise Reis
- 34 Cornelia Franz
Goldene Steine. Roman
Ivonne Schweitzer
- 36 Dietmar Mieth
Ketzerflammen in Paris. Roman
Gotthard Fuchs
- 38 Hermann Wohlgschaft
Dich gibt es nicht, wenn doch, dann komm!
Rüdiger Kaldewey
- 40 Raphaela Brüggenthies
**„Heilige Schwelle“
Der frühe Heine – ein jüdisch-christliches Itinerarium**
Georg Langenhorst

- 42 Manuel Trummer
**Highway to Hell
Das Satanische im Heavy Metal**
Matthias Cameran
- 44 Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)
Krieg
Thomas Menges
- 46 Regina Freyberger (Hg.)
Kollwitz
Thomas Menges

- 48 Catrin Misselhorn
Künstliche Intelligenz – das Ende der Kunst?
Stefan Scholz

Philosophie / Ethik

- 51 der blaue reiter
**Glauben
Philosophie der Religion**
Rolando González Padilla
- 54 Michael Hampe
**Wozu?
Eine Philosophie der Zwecklosigkeit**
Johannes Drescher
- 56 Engelbert Recktenwald
**Autonomie
Eine philosophische Klärung**
Hartmut Sommer
- 58 Der blaue reiter
Krieg
Johannes Ludwig
- 60 Rahel Jaeggi
Fortschritt und Regression
Michael Hochschild
- 62 Eugen Fink
**Oase des Glücks
Gedanken zu einer Ontologie des Spiels**
Hartmut Sommer
- 64 Alfred J. Noll
Ewiger Friede oder ewiger Krieg?
Karl Vörckel
- 65 Peter Strasser
Ewigkeitsdrang
Heribert Löbbert
- 68 Thomas Meyer
**Hannah Arendt
Die Biografie**
Thomas Sojer
- 70 Karl-Heinz Kohl
**Neun Stämme
Das Erbe der Indigenen und die Wurzeln der Moderne**
Joachim Valentin

- 72 Julian Nida-Rümelin
**„Cancel Culture“
Ende der Aufklärung?**
Markus Krienke

Pädagogik / Religionspädagogik

- 77 Martin Hailer / Andreas Kubik / Matthias Otte / Mirjam Schambeck sf / Bernd Schröder / Helmut Schwier (Hg.)
Religionslehrer:in im 21. Jahrhundert
Günter Nagel
- 79 Niklas Günter / Annika Möller / Sönke Zankel
Religionsdidaktik konkret
Daniel Lomp
- 80 Hans Mendl (Hg.)
**Religion erleben:
Praxisband Sekundarstufe**
Karolin Teschner
- 82 Tanja Gojny / Susanne Schwarz / Ulrike Witten (Hg.)
Wie kommt der Religionsunterricht zu seinen Inhalten?
Günter Nagel / Jutta Paeßens
- 84 Viera Pirker / Paula Paschke (Hg.)
**Religion auf Instagram
Analysen und Perspektiven**
Alexander Schüller
- 86 Katharina von der Gathen / Anke Kuhl
**Radieschen von unten
Das bunte Buch über den Tod für neugierige Kinder**
Ivonne Schweitzer
- 88 Marlene Assmann
**Alles gut? Alles gut.
Unsere unglaubliche Geschichte von Leben und Tod**
Hubertus Holschbach

- 90 Ute Lonny-Platzbecker / Paul Platzbecker / Martin W. Ramb (Hg.)
**Königlich!
Die Königsfiguren von Ralf Knoblauch**
Regina Nothelle
- 92 Christoph Beuers / Jochen Straub
**Die Farben des Glaubens
Die Sakramente**
Silke Lechtenböhmer
- 94 Eugen Drewermann / Heribert Körlings
**Aus der Liebe leben
Ein Gespräch mit Heribert Körlings über Leben und Tod**
Alexander Schüller
- 96 Rainer Oberthür
**Die Gottsucher
24 Wege auf der Spur des Verborgenen**
Manfred Gerwing

Theologie

- 101 Martin Breul
Schöpfung
Johannes Drescher
- 104 Wolfgang Treitler
**Jesus, Josefs Sohn
Der Messias als Tor des Bundes**
Christian Heidrich
- 106 Jürgen Werbick
Christentum – kann das weg?
Gerd Neuhaus
- 108 Jan Löffeld
Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt
Sandra Pantenburg
- 110 Christian Ströbele / Erdoğan Karakaya / Armina Omerika / Eckhard Zemmrich (Hg.)
Rechtspopulismus und Religion
Johannes Lorenz
- 112 Martin M. Lintner
Christliche Beziehungsethik
Edeltraud Koller

Andere Religionen / Weltanschauungen

- 115 Michael Fishbane
**Einstimmung auf das Heilige
Eine jüdische Theologie**
Detlef Schneider-Stengel
- 118 Jehoschua Ahrens
**Mit der Tora durch das Jahr
Eine lebensnahe Auslegung der PARSCIOT**
Ulrike-Rebeka Nieten
- 120 Peter Schäfer
**Das aschkenasische Judentum
Herkunft, Blüte, Weg nach Osten**
Joachim Valentin
- 122 Judith Koelemeijer
**Mit dem ganzen Herzen
Das furchtlose Leben der Etti Hillesum 1914-1943**
Gotthard Fuchs
- 124 Martin Schäuble
Die Geschichte der Israelis und Palästinenser
Judith Noa
- 126 Michael Wolffsohn
**Nie wieder? Schon wieder!
Alter und neuer Antisemitismus**
Heribert Körlings
- 128 Konfuzius
Gespräche
Alexandra Reißmann

BIBEL



Andreas Malessa
Und das soll man glauben?
Warum ich der Bibel trotzdem vertraue

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2024
192 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-579-07198-5

Der Untertitel des essayistischen Werks weist daraufhin, was Lesende in diesem Buch erwartet: einerseits eine grundständig-recherchierte, kritisch-ordnende Auseinandersetzung mit gesellschaftswirksamem, zum Teil gefährlichem, zumindest dem Gegenstand nicht angemessenem (Halb-) Wissen zur Bibel – andererseits auch die persönliche Glaubensperspektive eines freikirchlichen Journalisten mit abgeschlossenem Theologiestudium, der seine(n) Beruf(ung) selbst so beschreibt: „Am Anfang war das Wort, wurde Mensch und wohnte unter uns‘ (Joh. 1). Ich will in Rede und Schreibe (...) kommunizieren, was das praktisch bedeutet.“ Während es wissenschaftlicher Theologie oft nicht gelingt, Inhalte aus ihrem Elfenbeinturm an die (Außen-)Welt zu vermitteln, kann dem Autor das Kompliment gemacht werden, mit wenigen umgangssprachlichen und humorvollen Zeilen komplexe Zusammenhänge gelungen vereinfachend darzustellen: z. B. wenn er in der Zurückweisung kreationistischer Lesarten (Kap. 6) auf die Unterscheidung verschiedener Textgattungen pocht und rhetorisch fragt, „welcher NASA-Ingenieur (...) auf die Schnapsidee [käme, im Lied ‚Der Mond ist aufgegangen‘] nützliche Informationen für die Raumfahrt zu suchen“ (71).

Diese argumentative Widerlegung biblizistischer Fundamentalismen ist eine der Hauptaufgaben des Buches: In Kap. 5 werden existenzielle Konsequenzen wortwörtlichen Befolgens biblischer Aussagen am Beispiel kirchlichen Umgangs mit homosexuellen Menschen nachgezeichnet und es wird dafür plädiert, zwischen zeitlos-gültigen und historisch-kontextuellen Aussagen der Bibel zu unterscheiden. Gleiches gilt für das 10. Kapitel, in dem die üblichen patriarchalen Bibelstellen zur Unterdrückung von Frauen kritisch eingeordnet und mit biblischen Frauen und ihrem Wirken kontrastiert werden. Ge-



gen Vereinnahmungen gewalttätiger Gottesbilder des Alten Testaments wird in Kap. 9 eher oberflächlich auf metaphorentheoretische und historische Bedingungen bildlicher Rede von Gott verwiesen. Statt mehr Einsichten alttestamentlicher Exegese einzubeziehen, etwa der Nutzung kriegerischer Gottesbilder zur Kompensation von Kriegstraumata oder zur Legitimation eigener Herrschaftsansprüche, erklärt der Autor die „gruselige[n] Eigenschaften über Gott“ damit, dass „Gott sein Wort sündigen, irrenden Menschen anvertraut hat.“

Dass sich Gotteswort in Menschenwort offenbart und deshalb bleibend defizitär ist, ist theologisch richtig. Es wird aber einer sich den Herausforderungen der Postmoderne stellenden Theologie nur bedingt gerecht, für die Bearbeitung problematischer Gottesbilder ausschließlich kontrastierend bzw. „erfüllend“ auf christologische Lesarten zu verweisen: „Die Heilige Schrift (...) versteht richtig, wer sie auf Christus hin interpretiert.“ (150). Bildungstheoretische Begründungen der Beschäftigung mit biblischen Texten (Allgemeinbildung und Sprachfähigkeit) werden in Kap. 3 aus der Bibeldidaktik übernommen. Einleitungswissenschaftliche Fragen zu den Quellen bzw. den Autoren des NT (Kap. 4), zu (scheinbar) widersprüchlichen (Parallel-)Überlieferungen (Kap. 7), zu Übersetzungsfragen (Kap. 8) und zur Kanonisierung biblischer Texte (Kap. 11) werden – dem Format und den intendierten Adressierten des Buches geschuldet – eher pauschal skizziert. Wer in diesem Buch also eine aktuelle und ausführliche Exegese problematischer Bibeltexte sucht, kann nicht fündig werden. Wer Grundlinien problematischer Aktualisierungen biblischer Inhalte sehen und verstehen will, findet hier einen Pool an Belegen und Zusammenhängen, die nicht nur der christlichen Kirchengeschichte bis weit vor Luther entnommen sind, sondern Linien in die politische und gesellschaftliche Gegenwart ziehen.

Die Wertschätzung historisch-kritischer Exegese wird mit einem Rückblick auf ihre Wissenschaftsgeschichte (Kap.13) einsichtig, jedoch gläubig rückgebunden: „Das ‚historisch-kritische‘ Bibellesen im betenden Dialog mit dem Auferstandenen hilft mir, knifflige Gewissensentscheidungen (...) zu treffen.“ (141). Das auf allen Seiten mitschwingende Bekenntnis macht der Autor bereits im Vorwort, aber auch in den ersten beiden Kapiteln transparent, wo er für Respekt vor gläubigen Lesarten und einen Vertrauens-Vorschuss auf „Wahrheiten“ der Bibel wirbt, die „nicht nur Summe ihrer literarischen Einzelteile“

(25) sei, sondern zu existenziellem Lesen herausfordere (vgl. Kap. 12 und 14-15). Hier ist in bibelwissenschaftlicher und -didaktischer Perspektive Zurückhaltung geboten: Ob der Autor gläubig die Bibel liest, kann dem am Sachgegenstand Bibel interessierten Lesenden bedeutsam oder egal sein. Eine positive Antwort auf die generalisierende Frage des Titels „Und das soll man glauben?“ ist nicht Ziel der Exegese; es beachtet nicht das Überwältigungsverbot gegenüber Sich-biblisches-Bildender. In diesem Sinne will es ja auch der Autor verstanden wissen: Dieses Buch wolle „Fakten statt Vereinnahmung“ (11). Es schließt mit einem Zitat und einem Anmerkungsverzeichnis zu verwendeten Bibelstellen und Quellen.

Friederike Eichhorn-Remmel

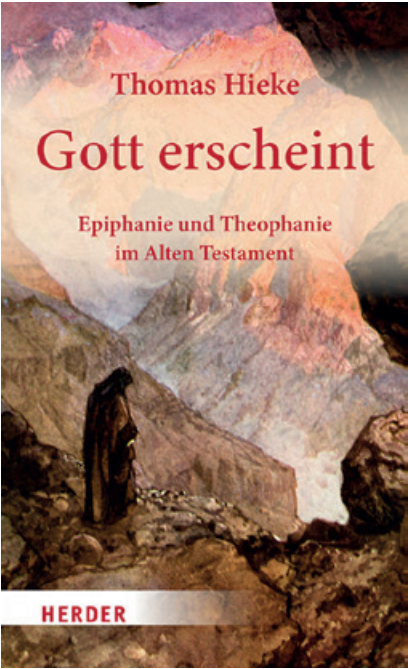
Thomas Hieke
Gott erscheint
Epiphanie und Theophanie im Alten Testament
Mit einem Beitrag von Franziska Rauh

Freiburg: Herder Verlag. 2024
192 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-39759-2

Wenn man zu einem Buch von Thomas Hieke greift, kann man sicher sein, dass man solide alttestamentliche Exegese und Theologie finden wird, auf dem aktuellen Stand der Forschung und gut lesbar geschrieben. Das gilt auch für diese Studie, selbstverständlich einschließlich des Beitrags von Franziska Rauh, der sich nahtlos in das Buch einfügt.

Den Ausgangspunkt für die Studie bildete der Artikel „Epiphanie (AT)“, den Hieke 2015 im Online-Lexikon Wibilex veröffentlichte (<https://bibelwissenschaft.de/stichwort/19940/>). Deshalb ist an dieser Stelle ein Transparenzhinweis erforderlich: Das Lexikon erscheint bei der Deutschen Bibelgesellschaft. Als Generalsekretär dieser Organisation bin ich also von Berufs wegen davon überzeugt, dass das ein guter Artikel ist. Da das Online-Lexikon frei zugänglich ist, können Sie sich immerhin unmittelbar selbst ein Bild davon machen.

Vergleicht man den Artikel mit dem Inhaltsverzeichnis des Buches, dann deckt der Artikel etwa das erste Drittel des Buches ab: die Begriffsklärungen zu „Epiphanie“ und „Theophanie“, die hebräischen Begriffe, zentrale Texte und Konzepte und die als Gotteserscheinungen gedeuteten Phänomene wie Feuer, Gewitter, Erdbeben etc. Die entsprechenden Abschnitte wurden für das Buch laut Vorwort vollständig überarbeitet, ausgebaut und aktualisiert. Im Buch folgt danach ein langes Kapitel über „Gotteserscheinungen in den unterschiedlichen biblischen Textgattungen“, ein kurzer „Vorschlag zur Diachronie“ und schließlich eine „Theologische Auswertung“.



Wer nicht so genau weiß, warum man sich überhaupt mit dem Thema Epiphanie und Theophanie beschäftigen sollte, kann mit diesem Abschnitt beginnen. Nach Hieke geht es in der Epiphanie um „den Versuch zur Beschreibung der Interaktion zwischen dem Göttlichen (...) und menschlichen Aktanten, zwischen Schöpfer und Geschöpf (...). An sich und bei etwas distanzierterer Betrachtung ist diese Interaktion, dieser Kontakt nicht möglich. Dennoch wird in der Bibel von solchen Begegnungen erzählt, sie werden erbeten, sie werden für die Zukunft angekündigt. Diese Diskrepanz zwischen dem An-sich-Unmöglichen und dem Dennoch-davon-Sprechen führt zu den merkwürdigen und bemerkenswerten Texten, die in dieser Studie genauer angesehen werden“ (165).

Charakteristisch ist nach Hieke außerdem, dass die biblischen Texte die Gestalt Gottes nicht beschreiben, sondern stattdessen das vielfältige Wirken seiner Präsenz in den Vordergrund stellen. Auch in der Epiphanie oder Theophanie wird damit ein unmittelbarer Zugriff des Menschen auf das Göttliche verhindert.

Die verschiedenen Zugänge zum Thema, die sich durch die Konzeption des Artikels und die ergänzenden Kapitel des Buches ergeben, bringen eine gewisse Redundanz mit sich. Angesichts der Komplexität der Texte kann das aber helfen, die verschiedenen Aspekte nach und nach zu entdecken. Und wer das Buch zu einem konkreten Text zu Rate ziehen will, findet dazu am Ende ein ausführliches Bibelstellenverzeichnis.

Christoph Rösel

Christian Blumenthal
Krisenmanagement bei Markus
Studien zur ambigen Grundstruktur seiner
Theologie und zu seiner Konzeption von Raum
Stuttgarter Bibelstudien 255

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 2024
208 Seiten
38,00€
ISBN 978-3-460-03554-6

An anderer Stelle habe ich das Markusevangelium unlängst als „Evangelium für Erwachsene“ bezeichnet. Es beginnt weder mit einem Jesuskind noch werden die Leser vom Erzähler durch die Erzählung geführt, sondern es setzt nahezu unvermittelt ein. Der erwachsene Jesus ist kurz nach seiner Taufe mit einer traumatischen Erfahrung konfrontiert: Der Täufer wurde ausgeliefert (und hingerichtet). Die Situation am Anfang des Markusevangeliums gleicht in unheimlicher Weise der Frage, die dessen offenes Ende aufwirft: Ist mit dem Boten auch die Botschaft gestorben? Wie gehen die Jünger damit um, dass Jesus nicht mehr bei ihnen ist? Delegitimiert der Kreuzestod die Botschaft vom Gottesreich und von der Allmacht Gottes, wenn Jesus sich am Kreuz von Gott verlassen weiß? Doch: Fürchtet Euch nicht – „Markus kann Krise.“ (185) Das älteste Evangelium lässt sich ganz wunderbar als Krisenbewältigungserzählung lesen – auch für die krisengeplagten Christen von heute.

Wie das konkret aussehen kann, zeigt der Bonner Neutestamentler Christian Blumenthal im vorliegenden Band mit zwei neuen Werkzeugen der exegetischen Toolbox: ambiguitätstheoretischer Lektüre und Raumtheorie. Entsprechend diesem Arbeitsprogramm hat das Buch zwei Teile: Teil I (Kap. 1-4) befasst sich mit Krisenmanagement durch literarische Mehrdeutigkeiten, Teil II (Kap. 5-7) mit Krisenmanagement durch literarische Rauminszenierung und lebensweltliche Raumpragmatik. Der Schluss bündelt die wichtigsten Erkenntnisse in elf Punkten.

Die beiden Teile sind analog aufgebaut. Am Beginn steht jeweils eine Einführung in die Grundlagen des Zugangs und leuchtet dessen jeweiliges



Potential aus, bevor es an die Textarbeit geht. Im ersten Teil betrachtet Blumenthal intendierte Mehrdeutigkeiten am Anfang und Ende des Mk, die Menschensohnaussagen sowie die stark asymmetrischen Abhängigkeiten in Mk 14,27-28 und wertet sie erzählpragmatisch aus. Er ist überzeugt, dass die ambige Darstellung Jesu ein ganz bewusst eingesetztes Mittel ist und nicht etwa auf disparaten Quellen beruht, denen ein überforderter Evangelist nicht Herr geworden wäre. Die Ambiguitäten haben „einen erheblichen Einfluss auf die erzählerische Grundlegung seines Gottes- und Jesusbildes und zeigen Jesus bereits in den ersten Versen als Figur dezidiert im Spannungsfeld zwischen Macht und Ohnmacht, zwischen einer Einbindung in extreme

asymmetrische Abhängigkeiten und einer ausgeprägten Selbstbestimmung" (39). Aus dieser Dynamik entstehen nicht nur ambige Jesusbilder, die die Markuskirche wie die Leser in der Diskussion niedriger und hoher Christologie zusammenbringen können (vgl. 59), sondern ein sehr differenzierter Macht- und Herrschaftsbegriff: „Markus kontrastiert nicht eindimensional irdische Macht und göttliche Ohnmacht oder irdische Macht und göttliche Übermacht. Stattdessen präsentiert er einen ungleich komplexeren Herrschaftsbegriff, welcher Ohnmacht und Macht in ihren jeweiligen äußersten Zuspitzungen gleichzeitig zu denken vermag.“ (55)

Aus diesem Verständnis heraus entwickelt Blumenthal originelle Ideen, die brandaktuell sind. So zeigt Mk 16,1-8 beispielsweise, „dass die Evangeliumsverkündigung allenfalls durch ein Nichtagieren der Menschen in der Jesusnachfolge gefährdet werden kann, nicht aber von Außenstehenden" (95). Insgesamt bringt das Mk seine Adressaten und Jesus durch eine „substantielle Erfahrungsschnittmenge“ zusammen und „präsentiert Jesu Umgangsweise mit solchen Bedrängungserfahrungen als ein ‚autorisiertes‘ nachahmenswertes und gottgefälliges Handlungsmodell" (95) – auch heutige Christen in vielfältigen Krisensituationen sollten daran anknüpfen können.

Der zweite Teil mit seinen raumtheoretischen Überlegungen schließt komplementär an. Für die Argumentation ist es ein Glücksfall, dass Blumenthal mit dem Blick auf Anfang und Ende des Mk im 6. Kapitel noch einmal die gleichen Stellen betrachtet, denn durch die Relecture entfalten die bereits bekannten ambigen Stellen mit ihren Grenzüberschreitungen – horizontal wie vertikal – theologisches Potential jenseits einfacher Antworten und fordern die Adressaten gleich mit heraus. Die literarisch inszenierte Durchlässigkeit des Himmelsraumes zeigt: „Der erhöhte Herr befindet sich nicht in einem völlig abgeschotteten Jenseitsraum weit entfernt von der herausfordernden Realität der Menschen in seiner Nachfolge.“ (144) Dennoch schreitet er nicht einfach ein, wenn es brennt, sondern „ermöglicht das menschliche Handeln und begleitet es“ (151). Ziel ist es, nicht nur den „gemeindlichen Lebensraum durch Ausrichtung auf (...) [die] Jesuserzählung zum (Le-

bens-)Raum einer neuen Gemeinschaft mit distinkten Wertevorstellungen umzugestalten, und zwar vom Handlungsvorbild Jesu her" (150), sondern auch die Welt draußen, wie es Mk 13,10 vorgegeben ist.

Wie aktuell Markus als „Evangelium für Erwachsene" ist, wird im Kapitel zur Endzeitrede sichtbar: „Die Menschen in der Jesusnachfolge müssen das voranschreitende Chaos mit einer völligen kosmischen Destabilisierung nicht tatenlos erdulden, sondern können selbst aktiv werden, und zwar in der von Gott festgelegten universalen Evangeliumsverkündigung. Ergreifen sie die Initiative und verkünden das Evangelium, treiben sie das universale Raumgreifen der Jesusbotschaft effektiv voran und agieren so raumgestalterisch.“ (159) In Zeiten des Schwindens des Christlichen aus dem öffentlichen Raum und der Frage von Neuevangelisierung eine Überlegung mit Sprengkraft – weit über das Markusevangelium hinaus. Wie das konkret aussehen kann und welche Rolle Machtstreben und Ohnmacht(-serfahrung) dabei spielen, lässt sich sehr gut auf der Grundlage dieses Buches diskutieren.

Christian Blumenthal ist ein origineller und diskursoröffnender Entwurf gelungen, der weit über die neutestamentliche Exegese hinaus Wirkkraft entfalten könnte und es verdient, breit diskutiert zu werden. Als Primärtext dürfte er Lerngruppen in Schule und Kirche stark herausfordern. Hier braucht es gute Begleitung durch Lehrer und Hauptamtliche, dann wird „Krisenmanagement bei Markus“ zu einem Vademecum bei einer aktualisierenden Lektüre des „Evangeliums für Erwachsene“.

Sandra Huebenthal

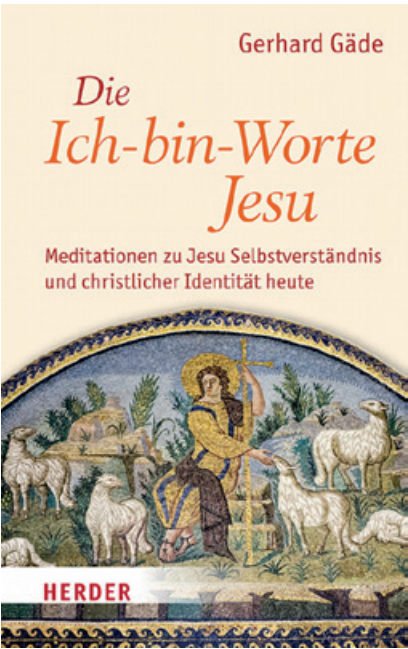
Gerhard Gäde
Die Ich-bin-Worte Jesu
Meditationen zu Jesu Selbstverständnis und christlicher Identität heute

Freiburg: Herder Verlag. 2024
158 Seiten m. s/w Abb.
18,00 €
ISBN 978-3-451-39763-9

„Christliche Identität – was ist das?“ Mit keiner geringeren Frage eröffnet Gerhard Gäde sein neues Buch zu den Ich-bin-Worten des Johannesevangeliums. Als ehemaliger Professor für Dogmatik in Rom mit Gastprofessuren in Palermo und Lugano ist der mittlerweile an der LMU München lehrende Priester, Seelsorger und Hochschullehrer ausgewiesener Experte für Fragen der christlichen Glaubenslehre.

Ausgewiesenes Ziel des Buches ist es, „anzuregen, tiefer zu verstehen, wer wir als Christinnen und Christen sind“ (7). Die ursprünglich als benediktinischer Exerzitienkurs konzipierten Meditationen nähern sich also den johanneischen Ego-Eimi-Worten aus einer dezidiert christlichen Innenperspektive, wenn Gäde vorab betont: „Wir sind Kinder Gottes. Das ist unsere Identität, unser Selbstverständnis, das wir dem Wort Gottes verdanken.“ (8)

Der Autor beginnt in einem kurzen Einführungskapitel mit Überlegungen zur allgemeinen postmodernen Identitätsdiffusion, in der es geboten scheint, sich die Frage nach christlicher Identität wieder neu zu stellen. Bevor sich das Buch dem Johannesevangelium zuwendet, bietet die Einleitung verschiedenste Gedankengänge, die eher lose miteinander verknüpft scheinen. Gäde stellt hier Überlegungen zur Klimakrise an, erläutert den Unterschied zwischen prädikativen und absoluten Ich-bin-Worten und bringt dabei auch ideologische Kapitalismuskritik unter.



Mit einer gewissen thematischen Sprunghaftigkeit müssen Leserinnen und Leser dann bei den Textauslegungen rechnen. Hier folgt zunächst in selbst gewählter und von der johanneischen Chronologie abweichender Reihenfolge das jeweilige Ich-bin-Wort in Form einer Arbeitsübersetzung des ehemaligen Professors für Fundamentaltheologie an der PTH Sankt Georgen Peter Knauer SJ und anschließend die Auslegung Gädes.

Der johanneische Text muss sich dabei in der Regel mit einer Rolle als Stichwortgeber begnügen. Der Autor bleibt meist nicht lange beim auszulegenden Ich-bin-Wort. Zuweilen steht ein anderer biblischer Text im Zentrum der jeweiligen Meditation. So widmen sich beispielsweise zwei Drittel des Kapitels über Jesu Wort zum Licht der Welt eigentlich dem Kampf Jakobs am Jabbok (Gen 32,23-33). Neun Seiten beschäftigen sich bei der Auslegung von Jesu Selbstbezeichnung als die Auferstehung und das Leben ausschließlich mit der Erzählung von der Heilung der blutflüssigen Frau in Mk 5,21-43; dabei werden allerlei Assoziationen in den Text eingetragen, etwa wenn diese blutflüssige Frau mit der durch Umweltzerstörung blutenden Erde verglichen wird. Als Leser, der sich für den johanneischen Text interessiert, wünscht man sich, dass sich Gäde eingehender mit dem jeweiligen Ego-Emi-Wort beschäftigt. Im Falle des Wortes über die „Tür zu den Schafen“ sieht man sich jedoch schnell mit einer Auslegung von Kains Brudermord konfrontiert: In Kains Eifersucht finde sich der zum Homo oeconomicus verkommene Mensch wieder, der im „verbissenen Konkurrenzkampf“ (26) unserer Wohlstandsgesellschaft eine „gnadenlose Existenz“ (27) fristen müsse. Leserinnen und Leser erfahren hier wohl mehr über persönliche wirtschaftsethische Überzeugungen des Autors als über christliche Identität.

Wer kompetente und allgemeinverständliche Auskunft über Grundfragen christlicher Glaubenslehre sucht, wird Gädes neues Buch trotzdem keineswegs enttäuscht zuschlagen. Der Autor bietet einen lehrreichen und durch verschiedene Graphiken veranschaulichten Crashkurs zu Themen wie Trinitäts- und Sakramentenlehre, Eschatologie, Ekklesiologie oder theologischer Anthropologie. Dabei gelingt ein Brückenschlag zu aktuellen Debatten über den Priestermangel, das Zölibat oder den synodalen Weg. Leserinnen und Leser, die sich in erster Linie für das Johannesevangelium und die Ich-bin-Worte Jesu interessieren, werden allerdings weniger von einer Lektüre profitieren können, sind aber auch nicht die anvisierte Zielgruppe des Buches, das eher im Bereich der geistlichen Schriftauslegung zu verorten ist.

„Zu einem christlichen Selbstverständnis kann uns nur durch andere Christinnen und Christen verholfen werden“ (7), schreibt Gäde nicht zu Unrecht. Es könnte sich also lohnen, dem johanneischen Text mehr Raum zu geben, um zu sehen, wie sich die antike Erinnerungsgemeinschaft christliche Identität vorstellt. Möglicherweise lässt sich daran mit eigenen Erfahrungen anknüpfen.

Manuel Bonimeier



Daniel Bogner
Liebe kann nicht scheitern
Welche Sexualmoral braucht das 21. Jahrhundert?

Freiburg: Herder Verlag. Freiburg 2024
 191 Seiten
 24,00 €
 ISBN 978-3-451-39850-6

Liebe geht aufs Ganze! Unter diesem Motto stellt der Autor Chancen zum Lieben dar, ohne dessen Grenzen zu verleugnen. Die Liebe im 21. Jahrhundert kennzeichnet er realistisch als zwar fragile, kontingente, zudem wie eine Ware kapitalistischen Marktmechanismen unterworfenen, jedoch faszinierende, sinnstiftende menschliche Möglichkeit. Der Sinn und die Praxis des Ehesakraments sind dafür neu zu justieren. Herausgelöst aus der Hülle eines doktrinären Moralismus, muss es von der Realität unterschiedlicher, sich entwickelnder menschlicher Lebensgemeinschaften ausgehen. So wird das mögliche Scheitern ebenso berücksichtigt wie die vielfältigen Lebens- und Ausdrucksmöglichkeiten der Liebe und des Begehrens. Weil Gott christlich gesehen die Liebe ist, glühen dabei sogar die Drähte.

Dagegen glüht in der traditionellen katholischen Sexualmoral nichts. Sie wird von den meisten Katholiken nicht mehr befolgt. Der lange in der katholischen Kirche und Theologie üblichen Abwertung der Sexualität als etwas Gefährliches, das eingegrenzt und geregelt werden muss, gilt es eine neue Ethik des Liebens und des Begehrens entgegenzusetzen. Eine solche Ethik beinhaltet Lebensperspektiven für sexuelle Begegnungen in unterschiedlichen Situationen.

Wenn der christliche Glaube von einem beziehungs-fähigen Menschen ausgeht, der zu verantwortlicher Lebensgestaltung berufen und befähigt ist, entsprechen dem abstrakte, uniforme moralische Normen nicht. Diese blenden situative Faktoren nämlich einfach aus. Daraus ergeben sich entsprechende ethische Konsequenzen: In ihrer Beziehung zueinander dürfen Personen keinen physischen und psychischen Schaden erleiden. Darum müssen die Orientierung und die Gestaltung ihres Miteinanders an Gleichheit, Klarheit, Einvernehmlichkeit, Gegenseitigkeit, Unver-



sehrtheit orientiert sein. Dies sind grundlegende, unverzichtbare Einstellungen und Verhaltensweisen in Situationen der liebevollen Intimität.

Der Dynamik der Liebe entspricht ihre Kennzeichnung als Weg mit glücklichen Erlebnissen und Situationen, beglückenden Erfahrungen. Zur Liebe in Bewegung gehören aber auch Konflikte. Diese könnten, einvernehmlich ausgetragen, möglicherweise zu der Entscheidung führen, wieder getrennte Wege zu gehen. Eine Ethik der Liebe als Weg wird Menschen nach Krisen und Irrwegen motivieren, sich und einander wieder aufzurichten und miteinander weiterzugehen, wenn und solange das weiterführt. Eine solche Beziehungsethik erhält aber Beziehungen nicht um jeden Preis aufrecht. Ihr muss am Wohl der betroffenen Personen gelegen sein, auch der Kinder. Fruchtbar werden vielfältige Liebes- und Lebenspartnerschaften. Die wichtigste Voraussetzung dafür besteht in der Frage, wie eine untereinander verbundene, miteinander intime, füreinander verantwortliche Beziehung gestaltet werden kann.

Norbert Reck
Kein anderes Ufer
Die Erfindung der Homosexualität und ihre Folgen
Anstoß zu einer notwendigen Debatte

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2024
171 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-7867-3357-7

Nicht zuletzt das sexuelle Begehren und das erotische Miteinander ermöglichen Erfüllung. Die Sehnsucht, miteinander zu wachsen, wird geistig und sinnlich realisiert. Der christliche Glaube ist auch mit der begehrenden Liebe verbunden. Über sich hinauszugehen, sich selbst auf den anderen und auf Gott hin zu transzendieren, wird in der sexuellen Vereinigung momentweise möglich. Die christliche Religion spricht von der Liebe als einem Sakrament: Liebende vergegenwärtigen auf ihrem gemeinsamen Lebensweg durch das, was sie einander und anderen sagen und tun, die Menschenfreundlichkeit Gottes, des „Ich bin da“. Er bleibt der Gott ihrer Wege, auch wenn die Paarbeziehung zerbricht und sich die damit verbundene Hoffnung nicht erfüllt.

Bogners Darstellung betont die Entwicklungsmöglichkeiten in einer Liebesbeziehung im Vertrauen zu Gott, der Menschen im Aufbruch begegnet. Dazu gehören Krisen und gegebenenfalls die Entscheidung, getrennte Wege zu gehen. Eine Sexualmoral für das 21. Jahrhundert besteht in einem wirklichkeitsbezogenen, am Wachsen der Beziehung orientierten Ethos. Darunter versteht der Autor mit einer anschaulichen metaphorischen Wendung den nahrhaften Boden, auf dem die Liebe und deren Regeln sprießen können. Bogners realitätsbezogene, anregende Ausführungen ermutigen dazu, zuversichtlich miteinander Lernwege der Liebe kennenzulernen und zu gehen. Das ist in den verschiedenartigen Liebesbeziehungen ein Ausdruck der christlichen Hoffnung.

Heribert Körlings

Die mit „Homosexualität“ verbundene Kennzeichnung ordnet Menschen ein, separiert und diskriminiert sie. Deshalb will der Autor dieses stigmatisierende Wort aus der Hölle der Abstraktion herausholen (Kapitel I). Seine Ausführungen aus einem theologischen Interesse haben einen historischen Schwerpunkt.

Norbert Reck zeichnet nach, wie es zu dem abendländischen Denken über die Homosexualität gekommen ist. Aus der biblischen Überlieferung (Kapitel II) bis zur Neuzeit (Kapitel III) ergibt sich eine bestimmte Weise, über gleichgeschlechtliche Beziehungen zu reden, die Homosexualität zu erfinden und auf die Menschen mit dieser als defizitär betrachteten Neigung heilend oder beseitigend zu reagieren (Kapitel IV). Vertreter der modernen Psychologie kritisieren die Kategorisierung von Menschen als „Homosexuelle“ und führen sie ad absurdum (Kapitel V). Eine veränderte Wahrnehmung der Homosexualität ist die Folge. Trotzdem bleibt die Frage, wie ein Ausweg aus den Kategorisierungen möglich ist. Die gleiche Würde aller anzuerkennen müsste bedeuten, dass sich, über die wohlwollende, aber distanzierte Toleranz hinaus, Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung wirklich kennenlernen (Kapitel VI). Dann gibt es Wege zueinander. Mit den am Schluss seines Buches (Kapitel VII) skizzierten neuen Perspektiven und Lebensmöglichkeiten aus dem Glauben an Gott will der Autor dazu beitragen.

Die Kennzeichnung von Menschen als „homosexuell“ führt zur Blickverengung mit der Maske der Scheintoleranz in den liberalen westlichen Gesellschaften. Um zu erkennen, wie es dazu kommt, muss man von der historischen Entwicklung erzählen. Betrachtet man die biblischen Bezugsstellen im Pen-



tateuch und im Corpus Paulinum in ihrem sozialhistorischen und theologischen Kontext, ergibt sich ein erstaunliches Fazit: Es geht gar nicht oder nicht vorwiegend um die Ablehnung homosexueller Beziehungen, sondern um die Wahrung der menschlichen Würde basierend auf der Beziehung zu dem befreienden Gott Israels. Dessen Verehrung setzt Paulus vom Götzenkult ab. Dazu gehören dann auch die von ihm abgelehnten homoerotischen Praktiken.

Seit dem Mittelalter zeichnet sich eine neue Entwicklung ab. Sodomie bzw. Sodomit kennzeichnet für christliche Theologen einen per se sündigen Menschentyp, anders als alle anderen Menschen. Weil dieser Begriff kirchlich-moralisch negativ belastet ist, wird in der naturwissenschaftlich geprägten Medizin 1869 „Homosexualität“ als Beschreibung einer bestimmten Persönlichkeitsstruktur erfunden, der die „Heterosexualität“ gegenübersteht. An die Stelle der kontaminierten Sodomie tritt die Sondernatur der Homosexuellen. Als Menschen mit verschiedenen Anomalien pathologisiert, wird ihr gleichgeschlechtliches Begehren als Geisteskrankheit eingestuft, was

zu allen möglichen, auch grausamen, medizinischen Experimenten führt, um diese Krankheit zu beseitigen. Nach dem 2. Weltkrieg liegt der Fokus noch auf der Tilgung von Abweichungen, erfolglos und mit dem Tod zahlreicher freiwilliger und unfreiwilliger von der versuchten Umstimmung betroffenen Patienten als Resultat. Erst seit 1991 führt die WHO die Homosexualität nicht mehr als Krankheit. Trotzdem transportiert das Wort immer noch die Vorstellung von einer unterschiedlich gearteten menschlichen Gruppe. Homosexualität wird nämlich als biologische Veranlagung, nicht als Begehren betrachtet. Die Variante dieser Denkfigur ist bei manchen christlichen Lesben und Schwulen die Auffassung, von Gott homosexuell geschaffen worden zu sein; aus einer Erfindung des 19. Jahrhunderts wird fälschlicherweise ein Teil der Schöpfung Gottes.

Der prägnante Schluss des Buches ist von dem Optimismus beseelt, dass ein Aufbruch verbunden mit der Veränderung des real existierenden Christentums im Vertrauen zu Gott auf dem Weg zu den Mitmenschen möglich ist. Das letzte Kapitel des Buches beginnt deshalb mit der Frage, ob es einen Glauben gibt, der tiefer reicht als das Konstrukt „Homosexualität“, das entfremdete Menschen, Angst und Unglück nach sich zieht. Die entscheidende Perspektive ist der Glaube an Jahwe, den „Ich bin da“. Er ist der Gott Israels, der Vater Jesu Christi, seines fleischgewordenen Wortes unter den Menschen. Jesus bricht auf, um Isolation und Trennungen zu überwinden. In seinem Geist sind die Christen dazu befähigt und aufgefordert, Grenzen zu überwinden. Das betrifft auch die sozial konstruierten Geschlechtskategorien. In der Nächstenliebe geht es um den Übergang vom Was zum Wer. Wer seid ihr? Das ist die Kernfrage des christlichen Glaubens und die Herausforderung, zu den anderen Menschen aufzubrechen.

Norbert Recks kenntnisreiche, anschauliche Darstellung erweitert den Horizont. Sie gibt viele notwendige Anstöße zur Selbstreflexion, zur Auseinandersetzung mit dem aktuellen Thema und zur Diskussion darüber.

Heribert Körlings

Gregor Maria Hoff

In Auflösung

Über die Gegenwart des römischen Katholizismus

Freiburg: Herder Verlag. 2023

223 Seiten.

28,00 €

ISBN 978-3-451-39684-7

Die Kirche ist zweifelsohne in der Krise. Dies zu bestreiten, wäre realitätsfern. Wie weit diese Krise geht, ist umstritten. Der Salzburger Fundamentaltheologe Gregor Maria Hoff geht mit seinem nicht als systematisch angelegte Ekklesiologie, sondern als pluriperspektivischer Essay konzipiertem Buch gezielt in das Zentrum des Katholizismus – nach Rom. Dort ist dieses Werk auch in großen Teilen entstanden. Die Leitidee ist: Der römische Katholizismus ist in Auflösung. Das bedeutet nicht das Ende des Katholizismus, es könnte sogar zu seiner Wiederentdeckung führen. Dieser vorsichtigen Prognose am Ende des Buches gehen acht luzide und komplexe Analysen voraus, die Hoff anlehnend an die Kameraführung „Blenden“ nennt. Eingerahmt von einer Einblendung und Abblendung, die den Begriff „Auflösung“ zwar noch mit einem Fragezeichen versieht, verfolgt Hoff pointiert seine Leitidee. Der römische Katholizismus der Societas perfecta, der sich im 16. Jahrhundert unter Pius V. gegen die Reformation formierte und im 19. Jahrhundert unter Pius IX. gegen die säkulare Moderne mit dem Unfehlbarkeitsdogma und dem Jurisdiktionsprimat seinen Höhepunkt erreichte, ist mit seinem exklusiven Wahrheitsanspruch, mit seinem zentralistischen Machtanspruch und mit seiner klerikal ästhetischen Formatierung in Auflösung.

Die erste Blende beginnt mit dem Segen Urbi et orbi, den Papst Franziskus während der Corona-Pandemie auf dem leeren Petersplatz spendet. Die Corona-Pandemie gehört wie die Säkularisierungsprozesse, die ökologische Krise und die Digitalisierung zu den Herausforderungen, die die tradierte Wahrheitsform des römischen Katholizismus in Auflösung bringt.



Die folgende Blende geht dem nach, was Rom zu dem bestimmenden Glaubensraum des Katholizismus historisch gemacht hat. Von den einschlägigen Bibelstellen über kirchengeschichtlich wichtige Etappen bis hin zu philosophischen Analysen des 20. Jahrhunderts wird gezeigt, wie Rom zu dem Identitätsmarker des Katholischen schlechthin codiert wurde. Demgegenüber zeigt die dritte Blende mit unterschiedlichen religionssoziologischen Einsichten, wie sowohl von innen etwa durch die Rolle des pentekostalen Katholizismus, für den die Loretto-Bewegung exemplarisch steht, wie von außen durch das Verschwinden einer religionskulturellen katholischen Prägung in säkularisierten Gesellschaften – wie der unseren – die römisch-katholische Kirchenbindung sich auflöst.

Mit der vierten Blende geht es um den Wahrheitsanspruch des Katholizismus, der sich am päpstlichen Unfehlbarkeitsdogma des Ersten Vatikanischen Konzils manifestiert. Das Zustandekommen des Dogmas wird gleichermaßen zum Thema wie die Ambivalenz des katholischen unfehlbaren Wahrsprechens im gegenwärtigen Umgang mit der Frage der Frauenordination.

Mit den Blenden fünf und sechs werden die Pontifikate des deutschen und des aktuellen Papstes in den Blick genommen. Unter Benedikt XVI. kommt es gleichermaßen zu Rückzugsgefechten gegen die Diktatur des Relativismus wie zur Selbstrelativierung durch den Rücktritt Benedikts XVI. und der ikonischen Präsenz zweier Päpste. Wird durch den Umgang mit dem Münchner Missbrauchsgutachten Benedikt XVI. als tragische Gestalt wahrgenommen wird, so wird der Papst vom anderen Ende der Welt als Gestalt katholischer Ironie gesehen, der insbesondere mit seinem synodalen Anliegen von der höchsten Repräsentanz des römischen Katholizismus diesen selbst von der Spitze her in Auflösung bringt.

Die siebte Blende verweist auf den Missbrauchs-komplex und den Verlust der Glaubwürdigkeit, der durch die ungenügende Aufarbeitung in der römischen Zentrale das wichtigste Kapital einer Religionsgemeinschaft – das Vertrauen – verspielt.

Die letzte Blende greift auf die die erste zurück und stellt die Frage, ob die Corona-Pandemie nicht gezeigt hat, dass der Glaube und seine sakramentale Vermittlung ins Leere laufen. Dies verschärft sich angesichts der Digitalisierung und deren Zeichenproduktionen, die sich weder dogmatisch noch disziplinar domestizieren lassen.

Die Analysen von Hoff zur gegenwärtigen Ambiguität und Widersprüchlichkeit des römischen Katholizismus in seiner tradierten Sozialgestalt als Societas perfecta sind überzeugend. Dass diese spezifisch neuzeitliche Sozialgestalt zu Ende geht und am Ende ist, ist offensichtlich. Ob dies allerdings zur generellen Auflösung des römischen Katholizismus führt, halte ich nicht für ausgemacht. Zu sehr ist das Römische in die DNA des Katholischen eingeschrieben. Die durch das Zweite Vatikanische Konzil in Rom initiierten Reformen und der neue Stil päpstlicher Amtsführung unter Franziskus könnten Hinweise darauf sein, dass „Rom“ begonnen hat, sich auch von innen her im 3. Jahrtausend neu zu codieren, nicht mehr als die exklusiv dogmatisch, disziplinar und ästhetisch normierende Gegenwart des Katholischen, sondern als eine im globalen Konzert pluraler Gegenwarten des Katholizismus anders zu bestimmende Größe. Im Heiligen Jahr 2025 werden in Rom täglich 100.000 Pilgerinnen und Pilger erwartet. Auflösung sieht anders aus.

Thomas Franz

Hildegard Huwe / Miriam Penkhues

Das Geheimnis des Pilgerns

Anleitung zum christlichen Unterwegssein

Würzburg: Echter Verlag. 2023

152 Seiten m. s-w Abb. und Begleitheft für den persönlichen

Pilgerweg

24,90 €

ISBN 978-3-429-05852-4

„Noch ein Buch übers Pilgern? Gibt es da eigentlich noch Neues zu erzählen?“ Bereits seit einigen Jahren, spätestens aber seit Hape Kerkelings Erfolgsbuch „Ich bin dann mal weg!“ aus dem Jahr 2006, boomt das Pilgern. Ob der Jakobsweg nach Santiago de Compostela als „Klassiker“ oder Wege in heimischen Gefilden, das spirituelle Gehen haben viele Menschen für sich entdeckt – oder probieren es zumindest aus. Mit der steigenden Beliebtheit sind zahlreiche Bücher erschienen, die als Ratgeber, Erlebnisbericht oder Reiseführer Tipps geben rund ums Pilgern. Doch was ist eigentlich das Besondere an dieser Form des Unterwegsseins? Was zeichnet sie aus? Gibt es etwas genuin Christliches daran?

Antworten auf diese Fragen kann man in Hildegard Huwes und Miriam Penkhues’ Buch „Das Geheimnis des Pilgerns“ finden. In sechs Kapiteln widmen sich die Autorinnen verschiedenen Aspekten des Pilgerns aus christlicher Perspektive. Dabei fließen immer wieder eigene Erfahrungen ein. Ob kurze Anekdoten von eigenen Pilgertouren oder Gespräche mit Menschen, denen man unterwegs oder während der Tourenplanung begegnet: Es sind Erlebnisse und Begegnungen, die das Pilgern eindrücklich machen. Der Aufbau des Buches entspricht dem einer Pilgertour: von der Planung, über das Unterwegssein, hin zu einer „Spirituellen Toolbox“.

Das erste Kapitel bietet unter der Überschrift „Vor dem Losgehen“ einen guten Einstieg in das Thema „Pilgern“. Hier gibt es vor allem praktische Hinweise und eine erste Orientierung. Besonders fallen die Überlegungen am Ende des Kapitels ins Auge, die nicht nur für Einsteigerinnen und Einsteiger interessant sind, sondern auch routinierten Pilgerfans in Erinnerung rufen, was es beim Pilgern zu beach-



ten gibt. Das daran anschließende Kapitel nimmt dann in den Blick, was das Pilgern ausmacht und vor allem, was es mit der Person macht, die unterwegs ist. Dabei geht es neben körperlichen Aspekten insbesondere um Gedanken, das eigene Fühlen und die persönliche Spiritualität. Im dritten Kapitel liegt der Fokus dann auf dem Scheitern. Es geht um die weniger schönen Seiten des Pilgerns: die körperliche Erschöpfung, aber auch um den Abbruch einer Tour oder dass manche mitgenommene Lebensfrage nicht gelöst wird. Dabei wird nicht mit den erlaufenen Blasen an den Füßen kokettiert, sondern mit Ernsthaftigkeit darauf geschaut, was passiert, wenn die Tour ganz anders läuft als geplant. Hier hilft die klare Einordnung der Autorinnen, indem sie Situationen des Scheiterns beim Pilgern beschreiben und sehr ehrlich auf diese schauen. Gleichzeitig wird den Lesenden der Zahn gezogen, dass alles perfekt laufen müsse. Zwischen Psalm 23 und der Gnade des Ankommens enttabuisieren sie das Scheitern und zeigen: Niemand „muss“ ankommen – alle „dürfen“ ankommen (70). Nach diesem tiefgehenden Kapitel geht es dann wieder ganz praktisch weiter mit „den Dingen auf dem Weg“. Hier kommen typische Themen des Wanderns zur Sprache, zum Beispiel das

Sammeln von Stempeln, Pilgerzeichen wie die Jakobsmuschel, das Führen eines Tagebuchs oder die Begegnungen mit anderen Pilgerinnen und Pilgern. Besonders der letzte Abschnitt des Buches wird dann nochmal ganz konkret: Die „Spirituelle Toolbox“ hält allerlei bereit, um beim Pilgern mit der eigenen Spiritualität in Kontakt zu kommen und ihr nachzuspüren. Von Gebeten wie dem Vaterunser bis hin zum ignatianischen Tagesrückblick hält dieses Kapitel Verschiedenes bereit. Pragmatische Tipps wie das Nutzen von Apps (zum Beispiel der Stundenbuch-App) runden das Angebot ab.

Besonders gelungen ist das im Buch enthaltene „Begleitheft für den persönlichen Pilgerweg“. Es kann auf die nächste Tour mitgenommen werden und lädt ein, manchen Fragen ausführlicher nachzugehen, zum Beispiel zur eigenen Motivation. Es enthält weiterhin verschiedene Gebete, „Biblischen Proviant“ und vor allem Platz, um die eigenen Gedanken schriftlich festzuhalten. Ein gelungener Begleiter, selbst für erfahrene Pilgerreisende. Die spirituellen Impulse sind niederschwellig und so offen formuliert, dass sie auch Menschen ansprechen, die mit der Spiritualität des Pilgerns noch nicht vertraut sind.

Mit ihrem Buch ist Hildegard Huwe und Miriam Penkhues ein Werk gelungen, das Lust auf das Pilgern macht. Für Neulinge und Pilgernde mit wenig Erfahrung hält es viele Tipps bereit und ist sicher hilfreich bei der Planung und realistischen Einschätzung des eigenen Vorhabens. Für erfahrene Pilgerwandernde gibt es an der einen oder anderen Stelle zwar gute Hinweise, vor allem werden sie bei vielen Abschnitten zustimmend nicken; allzu viel Neues finden die Profis hier vermutlich nicht. Das tut dem Buch keinen Abbruch, denn es liest sich flüssig und die optische Gestaltung ist äußerst gelungen:

Die Grafiken sind unaufdringlich und einfach gehalten, dabei aussagekräftig und veranschaulichen die angesprochenen Themen.

Mit ihrem Buch laden die Autorinnen ein, sich auf das Abenteuer Pilgern einzulassen, und machen auch erfahrenen Wandernden Lust, wieder den Rucksack zu packen und sich auf den Weg zu machen.

Claudia Pappert

Marina Münkler
Anbruch der neuen Zeit
Das dramatische 16. Jahrhundert

Berlin: Rowohlt Berlin Verlag. 2024
539 Seiten m. farb. Abb.
34,00 €
ISBN 978-3-87134-176-2

Traditionell lässt die europazentrierte historische Forschung die Neuzeit im 16. Jahrhundert, bisweilen sogar gekoppelt an den Thesenanschlag Martin Luthers im Jahr 1517 beginnen. Da dies weder einem Blick in die Weltbelange standhält noch die globalen Einflüsse auf die Dramen in Europa einfängt, geht es Marina Münkler nicht nur um eine Einordnung europäischer Politik in einen größeren Kontext, sondern auch um eine zeitliche Ausdehnung der Epoche, indem sie vom „langen 16. Jahrhundert“ spricht und damit die Zeit zwischen 1453 (Eroberung Konstantinopels) und 1610 (Bedeutungsverlust der Spanier und Portugiesen als Großmächte) meint. Inhaltlich hinterfragt sie in einer terminologischen Analyse die „Leiterzählung einer eurozentrischen Geschichtsschreibung“ (24) und minimiert damit das Gewicht der Reformation und Konfessionalisierung.

Anhand ausgewählter Fokussierungen entwirft sie ein großangelegtes Epochenpanorama mit sachlicher Präzision und einem Blick für das „Neue“ dieser Zeit. Drei für sie maßgebliche „Entdeckungen“ und „Konflikte“ stellt sie in den Vordergrund: die Expansion europäischer Länder in ihnen unbekannte überseeische Gebiete, die Expansion des Osmanischen Reiches Richtung Europa und den innereuropäischen Konflikt zwischen den sich herausbildenden christlichen Konfessionen. Sprachsensibel vermittelt sie, inwiefern etwa die Rede von der „Entdeckung der Neuen Welt“ und der „Türkengefahr“ sprachmächtige Bilder wurden, die bis heute präsent sind, jedoch zunehmend als kolonialistisches Narrativ angefragt werden.



Innovativ an ihrer Studie ist der literatur- und kulturgeschichtliche Ansatz, der sie die Epoche aus den Augen und mit den Sprachbildern der Menschen der Frühen Neuzeit rückverfolgen lässt. Anhand etwa der Reiseberichte der „Entdecker“ der amerikanischen Kontinente deckt sie auf, wie aus der neutralen Bezeichnung der Bewohner einer amerikanischen Inselgruppe, der „caribi“, durch Verknüpfung mit dem Vorwurf, sie seien „Menschenfresser“, „canibi“, als „Can[n]ibali“ Eingang in die europäischen Sprachen fanden. Ähnlich diskursleitend sei die Rede von den „Türken“ gewesen, die Pars pro Toto für das gesamte Osmanische Reich standen und zum europäischen Feindbild schlechthin wurden. Selbst innereuropäisch schuf man durch Sprache neue Tatsachen, indem beispielsweise Martin Luther durch seine Ablehnung des katholischen Heiligenkults aus den Heiligenlegenden „Lügende“ machte und vor allem die sprachliche Macht der Polemik und Satire als Kommunikationsstrategie nutzte, um sein theologisches Programm breiten Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen.

Bei alldem half der neue Buchdruck, denn durch medial vermittelte Sprachbilder wurden nicht selten neue Realitäten geschaffen. Daher ist die Analyse der schriftlichen Dokumente, wie sie hier vorgenommen wird, von ungeheurer Wichtigkeit für die Erkenntnis, auf welche Weise neue Lebensformen und Wissensordnungen in dieser Phase allumfassender Umbrüche entstehen konnten. Besonders spannend ist Münklers Hervorhebung dieses Medienwandels mit Hilfe zahlreicher Quellen. Dieser vollzog sich im „Kampf um Worte, [...] um die Beherrschung der Diskurse [...] [und] um die Wirkmacht der Bilder“ (16). Nachvollziehbar wird die Textanalyse insbesondere auch durch zwei Einfügungen von zahlreichen farbigen Bilddokumenten inmitten des Buches. Die eingefügten Bilder werden in Münklers Analyse konsequent beschrieben, jedoch ohne Hinweis auf die Bildteile. Es wäre daher zur besseren Orientierung eine Nummerierung der Bilder sinnvoll gewesen, auf die der Text hätte verweisen können.

Alles in allem gelingt es Münkler jedoch ausgezeichnet, die einzelnen Linien welt- und machtpolitischer Konstellationen zu verbinden und so erfrischend unkonventionelle Einblicke in das Denken einer Epoche zu liefern. Dazu gehört, dass neue Begrifflichkeiten wie „Türke“ oder „Kannibale“ sogar eingesetzt wurden, um die Köpfe der Reformation und der katholischen Kirche in einem heftigen verbalen und kriegerischen Schlagabtausch zu verunglimpfen, um nicht zu sagen zu dämonisieren. Auch die „Vorstellung vom ‚kannibalischen‘ Hexensabbat war neu.“ (447) Leider ist die Argumentation zu Reformation und Konfessionalisierung allzu strikt lutherzentriert mit wenigen Ausnahmen. Auch wird die gängige unreflektierte Bezeichnung der Katholiken als „Altgläubige“ dem eigenen Anspruch der Aufdeckung wirkmächtiger Sprachbilder nicht ganz

gerecht. Die vermeintliche Neutralität des Begriffes „altgläubig“ ist m. E. ebenfalls überdenkenswert, da es sich um nicht weniger als einen grenzmärierenden Kampfbegriff der sich selbst so bezeichnenden Katholiken handelte. Dennoch überwiegt der positive Eindruck eines „neuen“ Blicks in die dramatischen Bedingungen einer „neuen“ Zeit, unserer Zeit. Dass dabei heute noch fragwürdig gewordene Begriffe wie „Indianer“ oder „Entdeckung der Neuen Welt“ verwendet werden, sei dabei – so Münkler – nicht durch Führungszeichen oder gänzliche Auslöschung zu beheben. Und so kommt sie zu dem durchaus zum Nachdenken anregenden und auch gegen eine gewisse Cancel-Culture gerichteten Schluss (allerdings leider versteckt im Anhang): „Geschichte mit ihren Machtverhältnissen, ihren folgenreichen Missverständnissen und Fehlinterpretationen lässt sich auch durch Führungszeichen weder ungeschehen machen, noch hängt das Bewusstsein dessen allein von sprachlicher Repräsentation ab.“ (526)

Michaela Bill-Mrziglod

Volker Reinhardt
Der nach den Sternen griff
Giordano Bruno
Ein ketzerisches Leben

München: C.H. Beck Verlag. 2024
352 Seiten m. s-w Abb.
29,90 €
ISBN 978-3-406-81362-7

Giordano Bruno gilt heute als eine schillernde Gestalt in den Reihen moderner Vordenker. Sein Leben, das auf dem Scheiterhaufen in Rom ein schmähhches Ende fand, ging allerdings erst spät in die Geschichtsbücher über geachtete Persönlichkeiten ein. Seine Zeitgenossen erkannten in ihm nicht weniger als einen Ketzer, der an den Grundfesten des christlichen Glaubens jedweder Konfession rüttelte. Zu den größten Vorwürfen, die im Laufe seines mehrjährigen Inquisitionsprozesses erhoben wurden, gehörten folgende: Leugnung der Trinität und der Transsubstantiation, Bezeichnung Jesu Christi als Schurke, da er nur zum Schein Wunder vollbracht habe, Propagierung unendlich vieler Welten, die Gott stets neu erschaffe, Lehre von der Seelenwanderung, Absage an die Jungfrauengeburt etc.

Brunos deviante Weltanschauung ist bereits in zahlreichen Studien erforscht, in populären Medien verbreitet und das Interesse an seiner Person und seinem Denken durch Neueditionen seiner Werke ungebrochen. Nicht überraschend ist daher die Aufmerksamkeit – um nicht zu sagen Sympathie – des renommierten Frühneuzeithistorikers Volker Reinhardt für diesen von vielen so bezeichneten „Märtyrer der Wissenschaft bzw. der Gedankenfreiheit“. Im aufsehenerregenden Titel seiner quellenbasierten Biographie Giordano Brunos, „Der nach den Sternen griff“, zeichnet er den Lebensweg und seine Reiseroute durch ganz Europa minutiös nach. Gleichzeitig will er Licht ins Dunkel der interesse- und ideologiegeleiteten Überzeichnungen seiner Person bringen. Stattdessen spürt er dem Exzentriker und realitätsfernen Antihelden anhand seiner Schriften im Spiegel des religions- und gesellschaftspolitischen Kontextes nach. In beinahe kriminalistischer Spurensuche bemüht sich Reinhardt um eine möglichst detailgetreue



Annäherung nicht nur an die chronologischen Eckdaten von Brunos Leben, sondern liefert auch plausible Einsichten in die dunklen Flecken seiner Reise, die anhand der Quellenlage nur schwer zu ermitteln waren. Dazu vertieft er sich als einer der Ersten in Dokumente des Inquisitionsprozesses, die erst Ende des 20. Jahrhunderts vom Vatikan freigegeben wurden. Diese eher trockenen Gerichtstexte wie auch die oft schwer verständlichen philosophischen Schriften Brunos erweckt Reinhardt in lebendiger Sprache zu einem unterhaltsamen Lesevergnügen.

Die Reise Giordano Brunos, die anhand einer Karte und einer Zeittafel im Anhang anschaulich nachvollzogen werden kann, brachte ihn in die Machtzentren sowohl der Reformation als auch der Gegenreformation. Als Freigeist dem „Irrenhaus“ (58) seines dominikanischen Ordensklosters entronnen, brachte ihn seine Reise von Italien ausgehend in die Schweiz über Frankreich nach England, ins Heilige Römische Reich und wieder zurück nach Italien. Je nach Stätte wechselte er seine Konfession wie seine Kleidung. So präsentierte er sich beispielsweise in Genf als glühender Verfechter des Calvinismus, in Venedig hingegen als treuer Anhänger der römisch-katholischen

Kirche – wie es ihm gerade nützlich erschien. Seine Schriften indes, die er auf seiner Reise verfasste und deren Inhalte er an verschiedenen europäischen Universitäten lehrte, offenbarten seine wahre Gedankenwelt in seinen spöttischen, satirehaften, in Kontrasten verstrickten und andererseits begeistert neue Welten heraufbeschwörenden Sprache. Als ihm zusehends ein unrühmlicher Ruf vorauseilte und er daher keine Lehraufträge mehr erhielt, inszenierte er sich bei privaten Unterstützern als Großmeister magischer Künste, die er natürlich nur vortäuschte. Das sollte ihm letztlich zum Verhängnis werden, da er von einem enttäuschten Bewunderer bei der Inquisition denunziert wurde, was ihm den Tod auf dem Scheiterhaufen einbrachte.

Auch wenn Reinhardt mancherorts seiner Bewunderung für den vermeintlich aufgeklärten „Nolaner“, wie er Bruno aufgrund seines Geburtsortes nennt, nicht verhehlen kann, attestiert er der „psychisch instabilen Persönlichkeit“ dennoch „Realitätsverlust“ und „selbstmörderischen Leichtsinn“ (293f). Er sei eine „typische Gestalt des Übergangs“ (322) in wild bewegten Zeiten gewesen, der mit Sorglosigkeit in einem intoleranten geistigen Klima, in dem Denunziationen überspitzt ausgedrückt zur „Christenpflicht“ (254) gehörten, nicht weniger als ein neues Weltbild propagierte. Mit Wortwitz hält Reinhardt fest, dass Bruno sogar Arius, den altkirchlichen Gegner des trinitarischen Gottesbildes, öffentlich in Lebensmittelgeschäften und Buchläden rehabilitierte und „zwischen Mortadella und Pecorino“ verkündete, „dass ein seit mehr als einem Jahrtausend von der Kirche verdammtter Erzketzer kein Irrlehrer gewesen, sondern nur falsch verstanden worden sei“ (270). Auch im frühneuzeitlich als eher „liberal“ einzustufenden Venedig, dem vorletzten Ort seiner Lebensreise, von wo aus der Inquisitionsprozess startete, sei dies grenzenloser Leichtsinn gewesen.

Ein Kernaspekt dieser umfangreichen Biographie ist Reinhardts Plädoyer für Wissenschaftsfreiheit, die – so gibt er vielerorts zu bedenken – gerade auch heute wieder angefragt sei, sowohl von allgemeingesellschaftlicher wie wissenschaftlicher Seite. Dies auszusprechen ist so gewagt wie zutreffend, weshalb ihm mit seiner historischen Biographie der Schulterschluss mit der Gegenwart gelingt und er einen wertvollen Beitrag zur Etablierung eines Geschichtsbewusstseins leistet, das nur allzu oft in der heutigen Gesellschaft fehlt. „So betrachtet“, schließt er denn sein absolut empfehlenswertes Buch, „ist der Kampf des Nolaners für Gedanken- und Publikationsfreiheit eine weiterhin aktuelle Mahnung zur Wachsamkeit gegen jede Form der Intoleranz und eine stetige Warnung vor neuen Inquisitionen und ihren nicht minder unduldsamen Wortführern im 21. Jahrhundert“ (322).

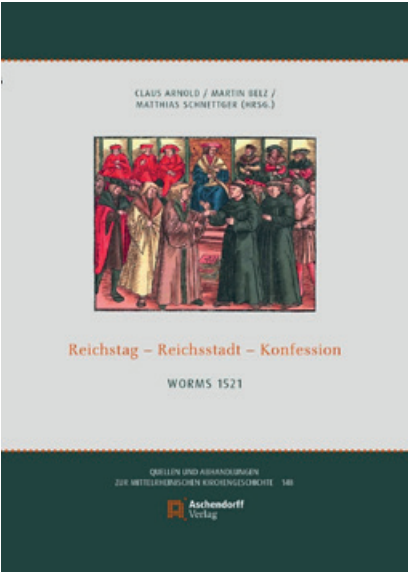
Michaela Bill-Mrziglod

Claus Arnold / Martin Belz / Matthias Schnettger (Hg.)
Reichstag – Reichsstadt – Konfession
Worms 1521
Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen
Kirchengeschichte 148

Münster: Aschendorff Verlag. 2023
214 Seiten
39,00 €
ISBN: 977-8-402-26640-3

Dass dem Wormser Reichstag des Jahres 1521 hohe Bedeutung für die Geschichte der Reformation im Reich zukommt, darf als historische Binsenweisheit gelten: Luthers Weigerung, den Widerruf zu leisten, die er mit seinem in Gott gebundenen Gewissen begründete, das folgende Wormser Edikt, das Luthers Exkommunikation reichsrechtlich umsetzte und dessen (Nicht-)Rezeption zu einem ersten konfessionellen Marker wurde, sowie die Aneignung der Ereignisse im kulturellen Gedächtnis und der Geschichtsschreibung sprechen dafür. Zu Recht spricht Bettina Braun in ihrem Fazit zu dem vorliegenden Band daher dem Wormser Reichstag den Rang eines „Erinnerungsortes“ zu.

Dessen Herausgeber haben auch im Jahr 2021 die dem Buch zugrundeliegende Tagung in Worms veranstaltet und für die Publikation ein Panorama an Beiträgen versammelt, das die im Titel genannten Bereiche abdecken soll. Dabei kristallisieren sich vor allem Begriffspaarungen heraus, die von den einzelnen Beiträgen bedient werden: Reichsstadt und Reichstag, Stadt und Konfession sowie (im Titel nicht genannt) Reichstag und Reform. Der Lutherprozess bekommt dabei vergleichsweise wenig Raum, befassen sich doch zwei Aufsätze mit der Stadt Worms und ihrer Religionspolitik am Beginn des 16. Jahrhunderts (Burkard Keilmann und Gerold Bönnen) und zwei weitere mit dem Reichstag selbst mit Blick auf die Themen Reform (Dietmar Heil) und Performanz (Matthias Schnettger). Lediglich der mit kleineren Modifikationen nachgedruckte Aufsatz von Armin Kohnle befasst sich mit Luther und plädiert mit guten Gründen nachdrücklich für Vorsicht bei der Deutung von Luthers Berufung auf das Gewissen: Als Grundlegung einer „Gewissensreligion“



bzw. von neuzeitlicher Gewissensfreiheit sollte Luthers Statement gerade nicht überhöht werden (erstmal in Luther 92/2 [2021] 84-92).

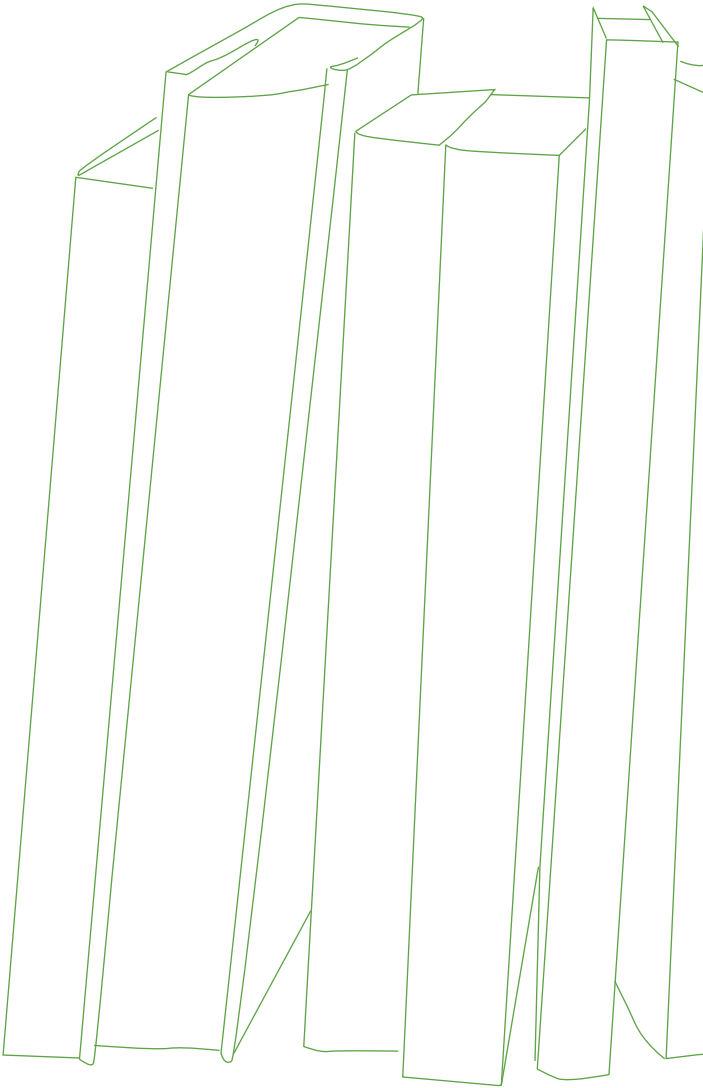
Disparater ist der zweite Teil des Bandes. Die Aufsätze befassen sich mit prominenten Jesuiten in Worms in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Christoph Nebgen), mit der konfessionellen Situation der Stadt im 18. Jahrhundert (Carolin Katzer) sowie mit dem „Wormser Memorandum“ von 1971, mit dem eine formelle Aufhebung der Exkommunikation Luthers gefordert wurde (Martin Belz, der dabei rein deskriptiv, nicht theologisch bewertend arbeitet).

Die einzelnen Beiträge sind allesamt interessant, jedoch – wenn überhaupt – nur lose miteinander verbunden. Auch die Einleitung der Herausgeber bietet keine übergreifende Idee des Bandes. Umso mehr fällt ins Auge, wie bravourös Bettina Braun die undankbare Aufgabe einer kommentierenden Zusammenfassung am Ende des Bandes gelöst hat – durchaus unter Auslassung einzelner Beiträge und mit eigenen Akzentsetzungen; als Lesehilfe für den gesamten Band ist ihr Beitrag unverzichtbar.

Die an sich lesenswerten Beiträge des Bandes lassen allerdings Wünsche offen, was vor allem daran liegt, dass die „katholische“ Seite der frühen Reformationgeschichte nicht berücksichtigt wurde. Kann man den Wormser Reichstag und den Lutherprozess heute noch behandeln, ohne auch auf die ernsthaften Anfragen an Luther einzugehen? Eine Analyse der Begegnung des damals in Frankfurt wirkenden Johannes Cochlaeus mit Luther und von Cochlaeus’ folgenden Überlegungen dazu, auf die feuilletonistisch in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung hingewiesen wurde, wäre an dieser Stelle zweifellos aufschlussreich gewesen und hätte dem Band größeren Neuigkeitswert verliehen (Maximilian Benz, Die Agenda von Worms. Was meinte Luther mit dem Schriftprinzip? Ein Jubiläum gibt zu denken, in: FAZ 24. März 2021, N3). Wie sich manch älteres Bild der Epoche hartnäckig hält, zeigt sich in der Einleitung der Herausgeber: Hier ist davon die Rede, dass die Jesuiten in Worms nach 1540 „ironischerweise“ die um 1500 bereits vorhandenen Reformkonzepte übernahmen. Die Sache wird weniger ironisch, wenn man die Kontinuitäten zwischen der Reform um 1500 und der südeuropäisch geprägten katholischen Reform nach 1540 berücksichtigt, auf die beispielsweise Richard Serina aufmerksam gemacht hat.

In vielerlei Hinsicht ist der vorliegende Band eine (durchaus gelungene) Bestandsaufnahme der Forschung, die insbesondere in der Verbindung von Reichsstadt und Reformation ihre Stärken hat und für künftige Arbeiten zu Worms und seinem Reichstag von 1521 eine wichtige Anlaufstelle sein wird.

Bernward Schmidt



— KUNST / LITERATUR

Christian Lehnert

Die weggeworfene Leiter

Gedanken über Religion und Poesie

Mit einer Einleitung von Jan-Heiner Tück und einem
Nachwort Sebastian Kleinschmidt

Freiburg: Herder Verlag. 2023

108 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-451-39487-4

Christian Lehnert zählt zu den feinsinnigsten Flaneuren auf den Feldern von Theologie und Literatur. 1969 in Dresden geboren, verweigerte er den Wehrdienst in der DDR, studierte Theologie und wurde evangelischer Pfarrer. Sein waches Interesse gilt der Verhältnisbestimmung von Poesie und Religion, in zahlreichen Publikationen umkreist er das Zueinander beider Sphären. Innerhalb seines Oeuvres nehmen seine vielfältigen Gedichte eine besondere Stellung ein und lassen sich als reizvolle, tastende, religiöse Suchbewegungen verstehen. Die Rezeption der Gedichte und Texte von Christian Lehnert ereignet sich indes nicht selten herausfordernd: Während ein säkularer Literaturbetrieb mitunter skeptisch und irritiert auf seine religiöse Suche reagiert, erhoffen sich gläubige Menschen von seinen Texten eine fromme und glaubensstarke Erbauung. Christian Lehnert aber entzieht sich einer eindeutigen Zuordnung und umkreist unablässig poetische und religiöse Rede.

Mit „Die weggeworfene Leiter. Gedanken über Religion und Poesie“ ist nun die schriftliche Fassung der Vorlesungen von Christian Lehnert veröffentlicht, die er im Rahmen seiner Wiener Poetikdozentur Literatur und Religion im Sommersemester 2022 gehalten hatte. Der Band wird maßgeblich von den vier Vorlesungen Lehnerts bestimmt: In der ersten Vorlesung entfaltet der Dichter grundsätzliche Gedanken zu einer religiösen Sprache im Anschluss an Ludwig Wittgenstein („Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“) und dessen Rede vom Unaussprechlichen. Das Verstummen der Sprache, das mit dem Kreuzestod Jesu auf Golgotha verbunden ist, steht im Mittelpunkt der zweiten Vorlesung. Das „Verlöschen der Sprache im Herzen



des Christentums“ umkreist Lehnert dabei, indem er sein fünfteiliges Gedicht „passio“ assoziativ kommentierend vorstellt. Die dritte Vorlesung ist sodann der Sprache als Schöpfungsgestalt gewidmet. Hier wendet sich Christian Lehnert einzelnen Beobachtungen der Natur zu und umkreist, wie in der Poesie die Schöpfung Gottes zur Sprache kommen kann. Unter dem Motiv des Atems steht sodann die vierte Vorlesung des Lyrikers und Essayisten. Christian Lehnert stellt hier aktive wie passive Bewegungsformen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, die für ihn sowohl das poetische Schreiben wie auch das Gebet bestimmen. Mit seinen Überlegungen zu einer „Sprache an der Grenze zwischen Eigenem und Fremden“ reflektiert er die Verwandtschaft zwischen dem Atem und lyrischen Versen.

Bodo Kirchhoff

Seit er sein Leben mit einem Tier teilt
Roman

München: dtv Verlag. 42024

383 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-423-28357-1

Eine Einleitung des Wiener Dogmatikers Jan-Heiner Tück, in der die Dimension des Mystischen als Grundkonstante im Werk von Christian Lehnert entfaltet wird, eröffnet luzide den Band. Sebastian Kleinschmidt, langjähriger Chefredakteur der Zeitschrift „Sinn und Form“ komplementiert die Ausgabe schließlich mit seinen überzeugenden und anregenden Gedanken „Ein Wort aus zwei Welten“ zu Christian Lehnerts Poetologie und Theologie.

In seinem Band „Windzüge“ (2015) schreibt Christian Lehnert: „Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, / ist meiner Seele nah, sooft ich ihn vermiss.“ Selten wurde die Gottesfrage in der gegenwärtigen Literatur in gleichermaßen dezenter wie gewichtiger Weise formuliert. Lohnenswert ist es, dieser Spur von Christian Lehnert in poetisch wie intellektuell anregender Weise in seinem Band „Die weggeworfene Leiter“ zu folgen.

Clemens Hermann Wagner

Wie gestaltet man selbstbestimmt Alter und Einsamkeit? Wie verarbeitet man schmerzliche Ereignisse seines Lebens? Wie findet man den Mut, Neues an sich heranzulassen? Diese drei Fragen begleiten die Lektüre des Romans von Bodo Kirchhoff „Seit er sein Leben mit einem Tier teilt“. Das Tier ist eine Hündin und fungiert wie ein Leitmotiv im Roman. Sie führt Protagonist und Leser durch verschiedene Phasen der Selbstvergewisserung während einiger lebensentscheidender Sommertage im August.

Die erste Frage lässt sich knapp beantworten: Louis Arthur Schongauer, der Ich-Erzähler, lebt – wie der Autor – mit seiner Hündin Ascha in einem kleinen Haus hoch über dem Gardasee. Er hat sich seinen Alltag nach dem Tod seiner Frau Magda gut eingerichtet. Tägliche Spaziergänge mit dem Hund, das Schwimmen im See, die Bootsfahrten, die Pflege des Grundstücks, die sporadischen Kontakte mit den italienischen Dorfbewohnern geben den Rhythmus des Sommers an. Der Hund, das Foto eines toten Pferdes und ein großes altes Sofa erinnern ihn die komplizierte Ehe mit Magda, einer erfolgreichen Tierfotografin. Sie hatte ihn, der in Hollywood kleine Rollen als böser deutscher Nazi spielte, aus dieser Sphäre herausgerissen. Er begleitete sie hinfort auf ihren Fotosafaris. Magda ist zuletzt in der Brandung des Atlantiks bei Dakkar ertrunken. Die Hündin ist fast schon symbiotisch mit ihm verbunden und manchmal wünsche er sich, „dass er gern als dieses Tier auf die Welt gekommen wäre, nur mit dem Gedächtnis für Gut und Ungut, Freund oder Feind, und ohne Wissen um die Zeit.“ Schon immer war es sein Wunsch, sich aus der Zeit und aus der Erinnerung zu stehlen. Aber leider ist die Endlichkeit des Menschen nicht zu verdrängen. Das wird einem mehr und mehr bewusst, je älter man wird.



In diese Situation brechen nach und nach drei Frauen ein und rücken ihm nicht nur räumlich tüchtig auf den Pelz: Frida, eine blutjunge Reisebloggerin, Almuth, eine Journalistin in einer Lebenskrise im besten Alter, und Lilly Roth, die Mutter Fridas, die eine sentimentale Fernsehsendung moderiert. Alle drei haben ihr eigenes Päckchen zu tragen. Frieda sucht nach einem sie erfüllenden Beruf, Almuth ist unglücklich mit einem Kardiologen verheiratet und Lilly kommt weder mit ihrer Tochter Frida noch mit ihrer schwindenden Prominenz zurecht. Auf ganz unterschiedliche Weise dringen sie in seine Vergangenheit ein. Frida jugendlich unbekümmert, Almuth insistierend und Lilly empörend indiskret. Dreh- und Angelpunkt ist immer die Frage nach Schongauers Ehe und nach den Umständen des Ertrinkens seiner Frau. Wir erfahren bis zum Schluss nicht, ob er Magda nicht helfen konnte oder ob er das Unglück einfach so hat geschehen lassen oder ob es Selbstmord war. Schongauer antwortet nicht. Genauso wie er nur wenige Angaben macht, weshalb sich seine Geliebte Lilly vor seinen Augen erschossen hat. Und wir erfahren nichts über das gemeinsame Kind, das Lilly zur Adoption frei gegeben hatte. Rückblickend arbeitet er sich auch an seiner unglücklichen Kindheit in einem Heim ab, in das ihn seine überfor-

derte Mutter gesteckt hatte. Diese schlimmen Erinnerungen sind die Dämonen seines Lebens, die ihn in der Einsamkeit hoch über dem Gardasee quälen. Er war schon immer gut darin, Unangenehmes zu verdrängen. Magda hat ihm das einmal auf den Kopf zugesagt. Und die Frauen rufen sie plötzlich wieder auf – eine ironische Anspielung auf die weiblichen Dämonen, die auf Martin Schongauers Stich von den Versuchungen des heiligen Antonius zu sehen sind. Eine Abbildung hat der Erzähler aufgehängt. Eine Mahnung? Und so richtig wehren will oder kann er sich nicht. Er bleibt ambivalent. Tatkräftig repariert er sein Haus nach einem fürchterlichen Sturm, ohne Larmoyanz entsorgt er sein im Sturm zerbrochenes Boot und sorgt dafür, dass seine Hündin in gute Hände kommt, denn er ist herzkrank und hat womöglich nicht mehr allzu viel Zeit zu leben. Dem Tier gegenüber übernimmt er die Verantwortung, vor der er sich sonst eher gedrückt hatte.

Bestechend ist die stilistische sprachliche Meisterschaft, mit der Kirchhoff Stimmungen einfängt. Man spürt körperlich das Unbehagen, das sich in verschiedenen Gesprächssituationen aufbaut. Eindrücke von Sturm und Gewitter, Licht, Düfte werden eingefangen und zu einem dichten atmosphärischen Gewebe vereint. Aufmerksam notiert er erotisch anziehende Details Almuths, z.B. die Linie ihres Nackens, Wassertropfen auf der Haut, locker gebundenes Haar, blassrosa lackierte Fußnägel ...

Bodo Kirchhoffs Roman ist nicht altersmilde oder abgeklärt. Gerade die beharrliche Verweigerung gegenüber jedweder Indiskretion und Übergriffigkeit ist ein starkes Plädoyer für Selbstbestimmung und Autonomie auch im vorgerückten Alter. Und diese bezieht sich auf die Freiheit, noch einmal zu lieben. Ein Tier kann nicht alles ersetzen. Einzig allein Almuth gelingt es auf dem Höhepunkt des Sommers – Ferragosto – in seine Herzkammer und auch in sein Bett vorzudringen. Dass Liebe immer möglich ist – das ist die tröstliche Quintessenz und zugleich die Antwort auf die dritte Frage. Sie spricht sich in den vorgeschalteten Versen Michelangelos aus: „Was ist dies, Amor, / Das durch die Augen ins Herz dringt / Und dort auf kleinem Raum zu wachsen scheint? / Und sich anschickt, alles zu überschwemmen?“

Susanne Nordhofen

Simone Hirth
Malus
Roman

Wien: Kremayr & Scherikau Verlag, 2023
24,00 €
ISBN 978-3-218-01410-6

Das Unheil springt die Leser schon zu Beginn des Romans mit dem Titel „Malus“ an und beschleicht sie von Seite zu Seite mit zunehmend düsterer Ahnung.

Verfremdend erzählt wird jene auf den alttestamentlichen Sündenfall zurückgreifende Geschichte von Adam und Eva, die mit einem Mord endet. Inhalt ist nicht der von Kain verübte Mord an seinem Bruder Abel. In dieser Erzählung wird Eva von ihrem Mann Adam getötet. Da Eva gegen das ausdrückliche Verzehrverbot Gottes die Frucht vom Baum der Erkenntnis genoss, ist Adams Verhältnis zu ihr zerrüttet. Er betrachtet sich von ihr zum Sündenfall genötigt und bemitleidet sich in seiner ihm lieb gewordenen Opferrolle. Eva ihrerseits konnte, durch die Einflüsterungen Satans neugierig geworden, der Verheißung nicht widerstehen, nach dem Verzehr der verbotenen Frucht Einsichtgewinn in Gut und Böse zu erlangen. Seitdem sie sich zum Gebotsübertritt entschloss, Eigenständigkeit gegenüber Gott und auch ihrem Mann bewies, schlängelt sich der Versucher weiterhin kommentierend durch ihr Leben. Nach Verbannung aus dem Garten Eden trennt sich die schwangere Eva von Adam und lebt durch wundersamen Ort- und Zeitsprung versetzt im Wien der Gegenwart.



Zunächst wohnungslos, wird sie von der ebenfalls dem biblischen Kontext entnommenen Magdalena aufgenommen und umsorgt. Die wortmächtige Verkünderin von Jesu Auferstehung – und somit erste Apostelin – arbeitet naheliegenderweise als Angestellte in einer Leihbücherei. Magdalena empfiehlt der lesehungrigen Eva auf dem Weg zur Emanzipation eine Reihe feministischer Literatur, die im Anhang des Romans von der Autorin mit Blick auf ihre Adressatinnen nochmals eigens aufgelistet wurde. Seit biblischen Zeiten mit dem Ruf der Ehebrecherin behaftet, ermutigt Magdalena ihre Mitbewohnerin auch zu selbstbestimmter sexueller Erfahrung jenseits ihrer uranfänglich und nicht frei gewählten Bindung an Adam. Zur Wohngemeinschaft der beiden Frauen stößt wegen Evas Schwangerschaft eine Hebamme hinzu. Es ist Johanna von Orleans, deren eigentümliches Accessoire das Geräusch von knisterndem Feuer und Brandgeruch ist. Historisch bewährte sich Johanna als Geburtshelferin Frankreichs auf dem Schlachtfeld gegen England angesichts eines schwachen Königs, der nicht zum Heerführer taugte. Die dritte starke Frau im Bunde steht nun der Erstgebärenden zur Seite.

Der von dieser Frauengemeinschaft ausgeschlossene Adam entwickelt sich als Stalker Evas. Eifersüchtig verfolgt er ihre Schwangerschaft in der Absicht, der Mutter sofort nach der Entbindung das Kind zu entziehen. Ein patriarchal gezeichneter Gott hält zu dem zurückgesetzten Adam, gebärdet sich ebenso wie der männliche Erdling observant gegenüber Eva und mahnt sie bisweilen aus einem nicht näher beschriebenen Off. Wegen anhaltend nostalgischer Erinnerungen an das Paradies sucht sich die Vertriebene eine Bleibe in einer Kleingartenanlage. Evas Lebensplanung als Selbstversorgerin, Selbstverdienerin und Alleinerziehende beendet Adam, kaum dass sie den Sohn Kai(n) geboren hat. Bei ihrem ersten Treffen nach der Entbindung besteht Eva beharrlich auf ihrer Eigenständigkeit. Gekränkt und wütend nimmt Adam der Widerspenstigen alle Luft zum Atmen, erstickt sie neben dem schreienden Kind mit dem Stillkissen. Seine eigene Mitschuld am Sündenfall verleugnend, nimmt er nun Rache für den nur Eva zugeschriebenen Ausschluss aus dem Paradies und seinen Ausschluss aus ihrem Leben.

Im Nachwort schreibt die Autorin. „Dieser Roman ist all jenen Frauen gewidmet, die Opfer eines Femizids wurden. Jeder Femizid ist ein Femizid zu viel. Dieser Roman ist ebenso all jenen Frauen gewidmet, die Gewalt erfahren haben oder noch immer erfahren.“ Bei allem Respekt für den von Simone Hirth mit in Blick genommenen Adressatinnenkreis ist anzumerken: Der aufgegriffene biblische Stoff und dessen Figuren werden im Sinne feministischer Hermeneutik benutzt und ein – neueren exegetischen Studien widersprechend – überholtes Vorurteil patriarchaler Lesart bedient. Das Beharren auf solcherart unkritisch verfestigter Rezeption übergeht aber die biblische Heilsaussage von der Gleichwertigkeit beider Geschlechter und verfehlt somit auch die im Buch Genesis vermittelte Vorstellung eines Gottes, der Mann und Frau nach seinem Abbild schuf. Die Autorin zeichnet das Drama zwischen Adam und Eva als eine Art Parabel, die das Original verfälscht. So wird im fiktiven Rückgriff auf den Schöpfungsmythos eine verhängnisvolle Gottes- und Geschlechterbeziehung als urzeitliches Erbe tradiert – als ein fortgesetzter Sündenfall oder, wie im Titel angekündigt, als Malus.

Marie-Luise Reis

Cornelia Franz
Goldene Steine
Roman

Hamburg: Carlsen Verlag, 2024
224 Seiten
14,00 €
ISBN 978-3-551-58517-2

Im Januar 2024, in dem Jahr, in dem das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland 75 Jahre alt wird und das seit seiner Verabschiedung die Grundlage dafür bildet, dass in diesem Land nach dem Zweiten Weltkrieg und den Gräueltaten der Nationalsozialisten das Leben in Freiheit und Würde möglich ist, erscheint der Jugendroman „Goldene Steine“ von Cornelia Franz.

Der Jugendroman erzählt die Geschichte von Yara (13), Leon (14) und Nikolai (15), die sich zufällig begegnen und die infolge antisemitisch bedingter Konfrontationen mit Rechtsradikalen und deren Auswirkungen eine besondere Freundschaft zueinander entwickeln. Ein verbindendes Element zwischen den Dreien, die in völlig verschiedenen Familiensituationen leben, stellt die unterschiedlich bedingte Einsamkeit in ihren Familien dar und das Empfinden, nur unzureichend beachtet und mit ihren Bedürfnissen nicht wahrgenommen zu werden. Es fehlt allen an einer offenen und ehrlichen Gesprächskultur mit den Eltern.

Yara ist mit ihrem Vater aus einer reichen Gegend Hamburgs in ein weniger privilegiertes Viertel umgezogen; die über neunzig Jahre alte Nachbarin, Frau Winter, die ihr die Geschichte der Stolpersteine, die vor dem Haus verlegt sind, erzählt hat, kann sie nun nur noch gelegentlich besuchen. In der neuen Nachbarschaft wohnt Nikolai zusammen mit seiner russischen Großmutter und seiner Mutter. Sie sind jüdischer Herkunft, nicht sehr religiös und pflegen rudimentär jüdische Riten und Bräuche, die im Roman knapp benannt werden. Durch Zufall sieht Nikolai eines Abends Leon, der verprügelt und verletzt bei den Mülltonnen kauert. Als er zu ihm eilen will, ist dieser verschwunden; es liegt eine schmutzige Kippa auf dem Boden, die er mitnimmt. Leon hatte sie aus Übermut bei einem Sportausflug in Frankfurt einem Mann vom Kopf ge-



stohlen und war damit abgehauen, ohne dass ihm bewusst gewesen war, was er da eigentlich geklaut hatte. Seinen Eltern erzählt er nur bruchstückhaft, was ihm widerfahren ist; seine Weigerung, zur Polizei oder ins Krankenhaus zu gehen, nehmen sie erleichtert hin und gehen ihrem jeweiligen Alltagsgeschäft nach. Ob diese Ignoranz der Eltern eines Vierzehnjährigen so recht glaubhaft ist, kann diskutiert werden. Leon, Nikolai und Yara treffen sich in der Folgezeit immer häufiger und lernen sich dabei näher kennen; es entwickelt sich eine besondere Verbindung zwischen ihnen, die jedoch, wie recht oft betont wird, keine Liebesbeziehung ist. Wiederholt wird infolge des Angriffs auf Leon Nikolais Angst aufgrund seiner jüdischen Herkunft thematisiert. Diese ist berechtigt, denn einige Zeit später wird auch Nikolai von denselben Nazis zusammengeschlagen. Wie Leon nimmt er ihren unbändigen Hass gegen Juden wahr, der sich in den Schlägen und Ausrufen wie „Scheiß-Drecksjude, verrecke!“, „Schmarotzer“ (9, 89) Bahn bricht.

Die Frage, woher dieser ungebremste, blanke Hass kommt, wird immer wieder im Laufe des Romans gestellt; sie bleibt allerdings unbeantwortet. Dabei hätte gerade zu diesem Aspekt das Nachdenken des Lesers intensiv begleitet werden können, in dem ein vertiefter Blick in die Geschichte des Antisemitismus und auf aktuelle gesellschaftliche Tendenzen gewagt worden wäre. In den bisweilen sehr übersichtlichen Kapiteln, die die drei Protagonisten im Wechsel in den Mittelpunkt stellen und in denen in einfühlsamer Erzählweise ihre Gedanken und Gefühle beschrieben werden, sind neben der wiederkehrenden Fokussierung auf die ganz konkreten Gewalterfahrungen Leons und Nikolais viele weitere Themen, die Jugendliche beschäftigen, angedeutet. Es ist die Frage zu stellen, welche Intention der Roman letztlich verfolgt. Wenn es die Absicht ist, eingebettet in eine besondere Freundschaftsgeschichte von drei sehr unterschiedlichen Jugendlichen neben einigen bekannten Fakten über die Judenverfolgung im Dritten Reich Denkanstöße über antisemitisches Verhalten und gewalttätige Übergriffe auf Juden zu geben, so ist diese erfüllt. Wenn jedoch intendiert war, mit diesem Roman Aufklärungsarbeit zu leisten und die Kompetenz zu fördern, fundiert und faktenbasiert argumentieren zu können, greift der Roman zu kurz, da es an Ausführlichkeit der Darstellungen mangelt. Nur nebenbei erwähnt wird beispielsweise die Anfrage Nicolais, warum sein verstorbener Vater trotz der Ermordung fast aller Vorfahren durch die Nationalsozialisten aus Israel ausgerechnet nach Hamburg gezogen ist. Die Geschichte des von den Nationalsozialisten deportierten Mädchens Ella und ihrer Familie, auf die Yara immer wieder zu sprechen kommt, hätte ebenfalls viele Ansätze für eine vertiefende Darstellung mit klarer Positionierung geboten. Der „Roadtrip“ nach Frankfurt, zu dem sich die Jugendlichen völlig unorganisiert und heimlich aufmachen, um Wiedergutmachung zu betreiben, die jedoch

nicht möglich ist, weil sie den Besitzer der gestohlenen Kippa nicht finden, ist eine Episode, die zwar als eine mögliche Reaktion auf die Gleichgültigkeit der Eltern und als Ausbruchversuch aus den bestehenden Verhältnissen verstanden werden kann. Ob die beschriebenen Ereignisse und Unternehmungen in Frankfurt jedoch nachvollziehbar für die Leserinnen und Leser sind, ist zu hinterfragen.

Die Aussage Leons, dass das alles für ihn Geschichte hätte bleiben können, wenn er die Kippa nicht geklaut hätte (51), zeigt sehr deutlich, wie unbequem die Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte ist; die Realität fordert jedoch durch Wegschauen oder bewusst gewählte Unwissenheit ihren Tribut. Denk- und Diskussionsfähigkeit auszubilden, die Bereitschaft zu haben, aus der Geschichte zu lernen und sich im Rahmen der eigenen Möglichkeiten Diskriminierung und Gewalt entgegenzustellen, das sind Kompetenzen, deren Erwerb Literatur unterstützen kann. Wenn der Verlag Unterrichtsmaterial und zusätzlich einen ausführlichen Anhang mit weiterführenden Informationen sowie ein Glossar bereithalten würde, das wichtige Begriffe erklärt und in den Kontext stellt, wäre dies eine sehr gute Ergänzung für eine differenzierte, tiefgründige und nachhaltige Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart.

Ivonne Schweitzer

Dietmar Mieth

Ketzerflammen in Paris

**Marguerite Porete, Meister Eckhard
und die Intrigen der Inquisition
Roman**

Hannover: der blaue reiter. Verlag für Philosophie. 2024

281 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-933722-88-1

Meister Eckhart ist in aller Munde, die Begine Marguerite Porete und ihr damaliger Bestseller „Der Spiegel der einfachen Seelen“ stehen dagegen immer noch im Schatten; die historischen und spirituellen Kontexte beider sind nur Fachleuten bekannt. Diesem Notstand hilft dieses originelle Buch ab, informativ und unterhaltsam, nicht ganz leicht zu lesen, weil mit viel Basisinformationen gefüllt, aber im Verlauf immer spannender und sehr ergiebig. Wer Meister Eckharts Denken historisch genauer verstehen will, erfährt viel Neues; und die ekstatische Geist- und Freiheitsmystik der Begine ist allererst noch zu entdecken.

Etienne, der Sohn des Bürgermeisters und Polizeichefs von Paris, als Leutnant in Armee und bei Hofe bestens vernetzt, ist inzwischen als Zisterziensermönch in Südfrankreich Bruder Paul geworden. Alles, was er in diesen spannenden Umbruchzeiten nach 1300 in Paris miterlebt und -gestaltet hat, lässt er nun in klösterlicher Stille nachdenklich Revue passieren. In seiner erinnernden Vorstellung entsteht für ihn (und die Leserschaft) ein Forum, ja ein Tribunal, in dem und vor dem alle damaligen Akteure auftreten und ihre Geschichte erzählen. Paul, dieser Mönch, kommentiert und erläutert. Dabei kommen ihm natürlich seine beiden Lebenshälften zugute, die weltliche in Paris und dann die geistliche im südlichen Senanque. Die freilich hat auch in Paris angefangen, mit den Studienjahren in St. Jaques bei den Dominikanern, also auch bei Meister Eckhart.



So ungefähr geht die fiktive Rahmenerzählung, dank derer Mieth und sein Alter Ego ein farben- und faktenreiches Panorama jener Umbruchzeit entstehen lassen. Damals wurden ja gerade in Paris, dem geistigen Zentrums Europas, die politischen und religiösen Karten neu gemischt. Frankreich forciert die Entwicklung zum Nationalstaat, das Papsttum muss sich nach seinen gescheiterten Höchstansprüchen im Exil in Avignon neu formieren; mit Universitäten, Bettelorden und Beginen sind im Grunde schon vorreformatorische Umbrüche im Gange, bei allem ist die Inquisition nicht vergessen.

Entsprechend stehen im Mittelpunkt des Buches die Vernichtung der Templer, der Prozess um Meister Eckhart und vor allen das tödliche Inquisitionsverfahren gegen die erstaunliche Clergesse Marguerite Porete. Indem Mieth zusammen mit Etienne/Paul andere Personen persönlich auftreten lässt – vom Großinquisitor bis hin zum einfachen Wachsoldaten –, entstehen unterschiedliche Zugänge zu denselben Ereignissen. Was wissenschaftlich erhärtet ist, wird fiktiv erweitert und ebenso assoziationsreich wie kombinatorisch in Erzählfluss gebracht. Aus Poretas mystagogischem Bestseller wird des Öfteren im Wortlaut zitiert. Deutlich wird bei allen biografischen, stilistischen und inhaltlichen Unterschieden die erstaunliche Nähe von Margaretes und Eckharts Denken: sie stärker im Stil prophetischer Liebes- und Geistmystik, er stärker intellektual auf das Wunder der fortwährenden Schöpfung und Inkarnation bezogen, sie freie Bänkelsängerin der unendlichen Gottesliebe und Selbstvernichtung, er der abgründige Professor und Prediger – beide leidenschaftlich an der Gottinnigkeit des Menschen und seiner Wahrheit interessiert, auch an der Übersetzung dieses Glaubens in Leben und Alltagssprache. Indem Mieth die beiden sich schon früh begegnen lässt und unmittelbar ins Zwiegespräch bringt, entstehen bisweilen meisterliche Dialoge und brillante Verdichtungen. Dass das Treiben der Inquisition zwischen Papst und König differenziert geschildert wird, räumt mit manchen Klischees auf. Was der Großinquisitor über sich und seine Motive äußert, bringt treffend Zufälle und Abgründe der Realgeschichte auf den Punkt. Man schaut mitletsend in die Brunnenstube moderner Freiheits- und Gewaltgeschichten.

Kurzum: Schon die Idee, das wissenschaftliche zugängliche Fachwissen allgemeinverständlich in Rollenprosa zu erzählen und entsprechend erfinderisch zu einem Gesamtbild auszumalen, ist hervorragend. Und ihre Realisierung hält, was sie verspricht: hinsichtlich Informationsreichtum und Veranschaulichungskraft unbedingt; hinsichtlich literarischer Form, kompositorischer Stringenz und narrativem Fluss unterschiedlich gut (von den leider zahlreichen Druckfehlern zu schweigen). Der schnelle Rollenwechsel und die Vielzahl aneinandergereihter Daten wie Fakten erschweren zwar bisweilen die Lektüre, beschenken aber durch Differenzierung. Der Verfasser ist ja nicht irgendwer: Der Tübinger und Erfurter Professor ist nicht nur ein renommierter Moraltheologe; seit seiner grundlegenden Dissertation über Meister Eckhart vor 50 Jahren gehört er zu den führenden Erforschern und Übersetzern des originellen Denkers aus Thüringen. Dass er zudem seit seiner Habilitation zu Thomas Manns Josephsroman ein schöpferischer Grenzgänger zwischen Religion, Theologie und Literatur(wissenschaft) ist, kommt diesem Historienroman inhaltlich und gestalterisch nur zugute. Wer sich fachwissenschaftlich vertiefen will, lese dazu Mieths ausgezeichnete Eckhart-Einführung (München 2014) und seine bewährte Eckhart-Textauswahl mit oft eigenen Übersetzungen.

Gotthard Fuchs

Hermann Wohlgschaft

Dich gibt es nicht, wenn doch, dann komm!

Gott in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Würzburg: Echter Verlag. 2024

560 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-429-05940-8

Wen der paradox-präventiöse Titel nicht abschreckt, der begibt sich in eine spannende Lektüre. Hermann Wohlgschafts Werk bietet einen Überblick über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur, fragt aus theologischer Sicht, wie die Gottesfrage thematisiert wird, und hält Anregungen bereit, persönliche Glaubensfragen zu klären, ohne dass der fachlich-literarische Anspruch der Darstellung darunter litte.

Der Autor ist promovierter Theologe, Priester der Diözese Augsburg, war dort in unterschiedlichen herausgehobenen Ämtern tätig und veröffentlichte zahlreiche Sachbücher zu theologischen und pastoralen Themen, zur Gegenwartsliteratur, aber auch eine Biografie Karl Mays.

In der vorliegenden handbuchartigen Veröffentlichung untersucht Wohlgschaft 53 Autoren der Gegenwartsliteratur von Thomas Bernhard (geb. 1931) bis Benedict Wells (geb. 1984) auf den Spuren von Religion und Transzendenz, darunter so prominente Schriftsteller wie Siegfried Lenz, Günter Grass, Martin Walser, Peter Härtling, Peter Handke, Bernhard Schlink, Ulla Hahn, Hanns-Josef Ortheil, Martin Mosebach, Sibylle Lewitscharoff, Dörte Hansen, Eva Menasse oder Daniel Kehlmann. Die einzelnen Essays sind so aufgebaut, dass zunächst eine kurze Einführung in Leben und Werk des Autors oder der Autorin gegeben wird, an die sich Interpretationen solcher Werke anschließen, die für theologische Fragen ergiebig sind. Dabei macht Wohlgschaft vorab seinen eigenen religiösen Standort deutlich, der den Rahmen seiner Interpretationen bildet. Er hat sich von verbreiteten anthropomorphen und dogmatischen Bildern eines unmittelbar ins Weltgeschehen eingreifenden, die Guten belohnenden und die Bösen bestrafenden Gottes verabschiedet und setzt



dagegen seine persönliche Hoffnung auf eine „umfassende göttliche Liebe, ... die ich zwar nicht begreifen kann, die aber auf mir unverständlich verschlungenen Wegen letztendlich alles zum Guten führt" (13).

Nicht zuletzt als Folge eines solch weiten und persönlichen Verständnisses von Gott gelangt die Untersuchung zu folgenden Ergebnissen: Entgegen einer gerade in christlichen Kreisen verbreiteten Klage über „Jenseitsvergessenheit" und „Diesseitsflucht" verteidigt Wohlgschaft die moderne Literatur. Fast alle untersuchten Autoren sind in der abendländisch-christlichen Kultur aufgewachsen und sozialisiert worden. Deshalb finden sich im Schrifttum selbst von Schriftstellern, die sich von religiösen Vorstellungen verabschiedet haben, Restbestände und Versatzstücke religiösen oder kirchlichen Lebens. Einige prominente Autoren (z. B. Sibylle Lewitscharoff, Patrick Roth, Martin Mosebach oder Nora Bossong) bekennen sich zum christlichen Glauben, andere stehen dem Glauben an einen göttigen und wirkmächtigen Gott mehr oder weniger nahe. Andere möchten gerne glauben, können es aber nicht.

Zwar finden sich nur wenige Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die die Worte „Gott" oder „Himmelreich" in einem herkömmlichen christlich-dogmatischen Sinn verwenden. Aber sehr viele Protagonisten in der Welt der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur können als „Suchende" verstanden werden, die die Anwesenheit einer rettenden göttlichen Kraft über den Tod in Frage stellen, diese aber umso dringlicher ersehnen.

In den Werken vieler Schriftsteller spürt Wohlgschaft „ein letztes Vertrauen, ein Urvertrauen, trotz allen Unheils und in allem Unheil geborgen zu sein". Er sieht nicht nur das „Zweifeln und Resignieren, sondern mehr noch die Spuren der Transzendenz, das verborgene, die sichtbare Welt überschreitende – und zugleich sie durchdringende – Hoffnungspotenzial" (499).

Auch wenn man nicht allen Wertungen zustimmt, sind Wohlgschafts Interpretationen einfühlsam und textnah, wohlbegründet und überzeugend. Dabei ist er selbstkritisch sich der Relativität des eigenen Standpunktes bewusst. Auch seine Sprache lädt zur Lektüre ein, weil er unpräventiös, verständlich, leserfreundlich erzählt und trotz wissenschaftlichen Anspruchs fachsprachliche Stolpersteine weitgehend vermeidet. Dabei stellt sich ein angenehmer Nebeneffekt ein: Der literarisch interessierte Leser erhält einen Überblick über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur und verspürt Lust, zu den Originalen zu greifen.

Rüdiger Kaldewey

Raphaela Brüggenthies
„Heilige Schwelle“
Der frühe Heine – ein jüdisch-christliches Itinerarium

Göttingen: Wallstein Verlag. 2022

464 Seiten

39,00 €

ISBN 978-3-8353-5175-2

Wenn man lesend den Kosmos Heinrich Heines (1797-1856) betritt, nähert man sich gleich zwei Welten: einmal der eines der herausforderndsten deutschsprachigen Dichter seiner Epoche, darin ganz und gar individuell und einzigartig; gleichzeitig aber auch dem Leben einer repräsentativen Gestalt, hin- und hergerissen zwischen den Welten des ererbten Judentums und der durch Konversion erschlossenen Welt des (evangelisch geprägten) Christentums.

Dass Heines Konversion kaum einer wirklich religiösen Überzeugung entsprochen hatte, dass er sie umgehend bereuen und später herunterspielen würde, das war bekannt. Auch, dass diese Taufe ihm primär als billet d'entrée zur kulturellen Zugehörigkeit dienen sollte – eine Wunschvorstellung, die sich nicht erfüllen würde –, gehörte zum Allgemeinwissen über diese Dichter.

Was bislang aber nicht vorlag, war eine gründliche Untersuchung über „die Bedeutung des Konversionsthemas im Frühwerk in seiner ganzen Breite und Tiefe“ (10), die „interdisziplinär germanistisch-theologisch-judaistisch angelegt“ (9) ist. Diesen Ansatz legt nun Raphaela Brüggenthies in ihrer germanistischen Dissertation vor. Sie ist Ordensschwester der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard (Rüdesheim). Der grenzensprengende Grundzug dieser bestens lesbaren Arbeit wurde mit dem „Kulturpreis Bayern 2021“ ausgezeichnet.

Die Arbeit folgt einem „biographischen Ansatz“ – ein in den Literaturwissenschaften umstrittener Ansatz. Warum hier dieser Zugang? Weil „im Zeitalter der Romantik kaum ein Dichter sein Privatleben so offen zum Stoff seiner Literatur erklärt hat“ (12). Eine überzeugende Entscheidung, die sich in den



Entfaltungen der Arbeit bewährt. Gleichwohl arbeitet die Verfasserin dicht an den zugrunde gelegten Texten. Texte, zeitgeschichtliche Kontexte und biographische Durchdringungen ergeben ein dichtes Gewebe.

Heines Leben und Schreiben ist von Reisen geprägt. Sein Werk folgt einem eingeschriebenen Itinerar, diese Idee weist der Studie ihren Titel. Drei Frühwerke stehen im Zentrum dieser inneren wie äußeren Reise: zunächst ein Erstlingswerk, die Tragödie Almansor, die sich äußerlich einem mittelalterlichen muslimisch-christlichen Konflikt widmet, darin jedoch parabolisch die deutsch-jüdische Problematik von Heines Gegenwart spiegelt. Heines Erstroman „Der Rabbi von Bacharach“ geht erneut zurück in eine historische Episode, wagt aber den Sprung in die geographische Nähe im Blick auf die „Schum-Städte“ Speyer, Worms und Mainz, die vor den Kreuzzugspogromen als „Jerusalem am Rhein“ (172) galten.

„Die Harzreise“ schließlich spiegelt Heines Ringen um einen eigenen gesellschaftlichen Platz auch vor, während und nach der – wie nebenbei und fast verschämt vollzogenen – Taufe am 28.06.1825 in Heiligenstadt. „Kein Akt des Glaubens“ (S. 148) war diese Taufe, sondern der Versuch, sich anzupassen. Die erhoffte Aufnahme in die Gesellschaft – beruflich, als Schriftsteller, in die erhofften Peergroups – erfolgte nicht. Die Studie zeichnet die Verbitterungen Heines nach, sein Ringen um Anerkennung und Zugehörigkeit, sein immer wieder neues Durchdenken von Christentum und Judentum im Spiegel von historischen Sujets. Dass dieses Ringen auch von einer „tiefen Antipathie gegen das Christentum“ (89) geprägt war, gehört zu den Erkenntnissen dieser Studie.

Die Jahre zwischen 1816 und 1826 lassen sich so im Nachhinein als „Schwellenzeit“ (407) charakterisieren: als – vergebliche – Versuche, sich vom Judentum zu befreien. Die „Harzreise“ etablierte ihn zwar als ‚deutschen Autor‘, der sich gleichwohl nicht von seiner Herkunft befreien konnte. „Der nie abzuwaschende Jude“ treibe ihn „von hinnen“ (ebd.), schreibt er 1826 in einem Brief. 1831 wird er Deutschland verlassen und nach Paris gehen. Die Krankheit zum Tode wird ihn dort noch einmal ganz anders, ganz neu zu seinem Judentum zurückführen. Aber das ist nicht mehr Thema dieser Studie.

Die Dissertation zeigt glänzend auf, was die Germanistik gewinnt, wenn sie sich auf die Wege interdisziplinärer Brückenschläge traut und hermeneutisch die widersinnige Beschränkung auf textimmanente Verfahren aufsprengt. Das vorliegende Itinerarium verlockt zum Mitgehen. Schade nur, dass die Arbeit ausgerechnet vorliegende Studien des theologisch-literarischen Dialogfeldes ausblendet. Karl-Josef Kuschel hat 2002 eine Studie über „Gottes grausamer Spaß?“ publiziert, einen Einblick in „Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe“. Wo Brüggenthies auf Heines Anfangsjahre im Spannungsfeld der Religionen blickt, zentriert sich Kuschel auf die Endjahre, freilich mit Rückblenden auf die in der vorliegenden Arbeit zentral betrachteten Fragen. Heines „Almansor“ lässt sich – so Kuschel in einem aufgeführten, aber nicht genutzten Aufsatz von 2007 – als Gegenentwurf zu Lessings „Nathan“ deuten, gerade in der Parabolisierung persönlicher Konstellationen. Hier bleibt die vorliegende Arbeit zu stark in ihrem Eigenduktus verhaftet. Weitere Verschränkungen und Perspektiven neben dem gewählten Fokus wären möglich, gewinnbringend und herausfordernd. Da der Verfasser im vorliegenden Feld weiterarbeitet, erhofft sich der Rezensent eine künftige Diskurserweiterung. Die Perspektiven sind glänzend.

Georg Langenhorst

Manuel Trummer
Highway to Hell
Das Satanische im Heavy Metal
Metalbook, Vol. 3

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2024
166 Seiten m. s-w Abb.
20,00 €
ISBN 978-3-17-042074-8

Wie die beiden ersten Bände der noch recht jungen Reihe „Metalbook“ hebt sich die Veröffentlichung Manuel Trummers bereits durch die äußere Gestaltung angenehm von der sonst im Kohlhammer Verlag üblichen Optik ab. Gleichmaßen hinterlässt das für den Umfang handlich gewählte Format des Buchs einen positiven Eindruck. Es ist ein Buch, das man gerne zur Hand nimmt.

Mit „When Monsters roar and Angels sing“ von Hartmut Rosa gelang der Reihe ein äußerst beachtenswerter Auftakt (siehe Rezension von Alexander Schüller in EULENFISCH Literatur 01_2024), der eine gewisse Erwartungshaltung an das vorliegende Werk erzeugt. Mit Blick auf den Klappentext erfährt diese noch eine Steigerung: In „Highway to Hell“ befasst sich der Verfasser auf knapp 160 Seiten mit der für die Ideologie und Ästhetik der Heavy-Metal-Musik prägendste Gestalt, dem Teufel als ein „schillerndes, vielschichtig besetztes Symbol“, das in „Musik, Texten und Artworks“ begegnet. Ein ambitioniertes Vorhaben, das man – so viel sei an dieser Stelle vorweggenommen – in fast jeder Hinsicht als gelungen bezeichnen darf. Dass der Autor Kulturwissenschaftler und Gitarrist einer Heavy-Metal-Band ist, stellt sich als hilfreich heraus, da es das Zusammenfinden von distanziert wissenschaftlicher Betrachtung und einer für sachliche Befassung notwendigen Distanz auf der einen und szeneninterner Vertrautheit auf der anderen Seite bedeutet: „Highway to Hell“ kommt weder als unkritische Szeneliteratur noch als befremdende Darstellung von außen daher, die Hörer des Genres irritiert zurücklässt.



Gemessen am übersichtlichen Umfang bietet das Buch eine treffliche Einführung in die Befassung mit der Figur des Teufels für die Heavy-Metal-Musik. Der Überblick umfasst die Ursprünge, die prägendsten Entwicklungslinien der musikalischen Rezeption des sogenannten Satanischen und Exkurse in kulturelle, gesellschaftliche und politische Verknüpfungen. Um der genreimmanenten Unübersichtlichkeit zu begegnen, die sich im Herausbilden von Subgenres (wie Black Metal, Thrash Metal) oder Phasen (NWOBHM, erste/zweite Welle im Black Metal) manifestiert und sich aufgrund von zeitlichen Überschneidungen nicht immer chronologisch darstellen lässt, identifiziert Trummer verschiedene Formen der Rezeption des Satanischen im Heavy Metal, denen er jeweils ein Kapitel widmet. Hierbei orientiert er sich zumeist am textlichen Output der Bands in Songs und Interviews.

Dieser systematischen Dokumentation der Befassung mit dem Sujet des Satanischen mag man eine weitere Interpretationsform hinzufügen: Satanismus als absoluter, ideologischer Nihilismus, wie er im Subgenre Depressive Black Metal/Suicidale durch Bands wie Shining Ausdruck findet. Zudem könnte es ergiebig sein, dem genannten Schlüsselbegriff „Atmosphäre“ (129) weiter nachzuspüren. Dieser ist von erheblicher Relevanz in Spielarten des Blackgaze und Post Black Metal. Entgegen den von Trummer unter dem Begriff „Atmosphäre“ korrekterweise genannten Vertreter des Melodic Black Metal, versuchen Bands wie Alcest keine „böse Atmosphäre“ (130) zu erzeugen. Die tragenden Klangteppiche sollen demgegenüber – oft orientiert an eine esoterische Hinwendung an die Natur – eine lebensbejahende Stimmung hervorbringen. Ob diese Form die in Kapitel 4 beschriebene Form des Satanismus als eine auf Befreiung aus Konventionen angelegte Form der Spiritualität darstellt, könnte daraufhin weiter untersucht werden.

Dem Kapitel 11 zum „Aryan Black Metal“, der die Leerstelle nach Ablehnung des jüdischen-christlich geprägten Abendlands mit einer pseudohistorisch heidnisch-völkischen Ideologie zu füllen versucht, könnte man hinzufügen, dass Musikgruppen hieraus auch musikalische Konsequenzen gezogen haben. Bands wie Burzum veröffentlichten Alben im Stil des Neofolk in Gestalt einer romantisierten Rezeption nordischen Schamanengesangs, da sich die Instrumentalisierung des Heavy Metal an dessen Wurzeln im Rock’n’Roll orientiert und demnach Teil der Kultur ist, die aus ideologischen Gründen abgelehnt wird. Hinzu kommt, dass sich viele der ersten Rock’n’Roll-Künstler (Rolling Stones oder Eric Clapton) in Tradition afroamerikanischer Musiker des Delta-Blues wie Robert Johnson sehen.

An der Zuordnung von Bands, Alben und Musikstücken innerhalb der beschriebenen Systematik, der Identifizierung von Protagonisten entsprechender Strömungen und der Ausdifferenzierungen des Musikstils werden versierte Hörer des Genres kaum Anstoß finden. Szenekenner mögen vielleicht die eine oder andere Gruppe missen, aber Trummer reduziert die Quellen auf ein Maß, dass Leser, denen der Musikstil fremd ist, nicht die Orientierung verlieren.

Die im Klappentext genannten Artworks als Gestaltungs- und künstlerische Ausdrucksmittel werden durch Abbildungen und Referenzen nur am Rande aufgegriffen. Es würde sich jedoch lohnen, diese ebenso zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen – wie exemplarisch die eklektische Bildsprache und der Symbolgebrauch bei der Gestaltung des Albums „Demigod“ der Band Behemoth zeigt. Dass der Autor hierauf weitestgehend verzichtet, ist aufgrund der Gefahr einer Überfrachtung folgerichtig. Weitere Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit gewinnt die Argumentation Trummers durch die im angemessenen Umfang verwendeten Belege in Form von Zitaten aus Musikerinterviews und Songtexten. Gepaart mit dem stimmigen Sprachduktus des Autors, der sich als Mittelweg zwischen kulturwissenschaftlicher Sachlichkeit und musikjournalistischer Gefälligkeit charakterisieren lässt, bietet sein Werk die Voraussetzung für ein Lesevergnügen und das Eintauchen in die Thematik. Immer wieder hadert man mit den Grenzen des analogen Mediums, welches ein das Lesen begleitendes Abspielen von Liedpassagen nicht erlaubt.

Mit „Highway to Hell“ fügt Manuel Trummer der Reihe „Metalbook“ eine weitere lesenswerte Veröffentlichung hinzu, für die man ohne Einschränkungen eine Empfehlung aussprechen kann.

Matthias Cameran

Martin W. Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)

Krieg

Mit Illustrationen von Drushba Pankow –
Alexandra Kardinar und Volker Schlecht

Edition Denkbare

Sankt Ottilien: EOS Verlag, 2024

96 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

19,95 €

ISBN 978-3-8306-8233-3

„Krieg“ – aktueller kann ein Buchtitel kaum sein. Doch womit kann der noch etwas zögerliche Interessent rechnen: einer fundierten Analysen über Gründe und Verlauf der gegenwärtigen Kriege in der Ukraine und im Gazastreifen oder vielleicht einem ganz anderen Zugang? Das Cover mit der Zeichnung aneinandergereihter Leichensäcke deutet es schon an: Es geht um eine bildnerische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Krieg. Wer das heute wagt, stellt sich – gewollt oder ungewollt – in eine Reihe mit Größen wie Francisco de Goya, Otto Dix oder Pablo Picasso. Was macht die Illustrationen von Drushba Pankow, die im Zentrum des Buches „Krieg“ stehen, sehens- und bedenkenswert?

Drushba Pankow ist ein Grafikkollektiv und besteht aus Alexandra Kardinar (*1972), Professorin für Illustration an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, und Volker Schlecht (*1968), Professor für Gestalten/Zeichnen an der Hochschule Anhalt in Dessau. Unter ihren Arbeiten ragen die Grafic Novel „Das Fräulein von Scuderi“ nach E.T.A. Hoffmann (2011) und die preisgekrönte Grafic Documentary „Und wenn die Wahrheit mich vernichtet“ über den seliggesprochenen Pater Richard Henkes im KZ Dachau (2019) heraus. Auf Bitte des Eulenfischs, des Limburger Magazins für Religion und Bildung, für die Ausgabe „Krieg und Frieden“ (Nr. 31 / 2023) etwas beizusteuern, entstanden zehn Grafiken. Sie sind zusammen mit einem philosophischen Aufsatz von Holger Zaborowski – der Versöhnung nur durch die Überwindung einer Hermeneutik wechselseitigen Verdachts durch eine solche des Wohlwollens für möglich hält (8-19) – und einem aufschlussreichen Gespräch von Martin W. Ramb mit dem Duo (22-27) im vorliegenden Band wieder abgedruckt.



Die Anfrage des Eulenfischs bot beiden Künstlern die „willkommene Möglichkeit“, der um den Ukraine-Krieg „kreisenden Gedanken“ mit ihren bildnerischen „Mitteln irgendwie Herr zu werden“ (22), anders formuliert: die Erstellung von Bildwerken als einen Erkenntnisprozess zu begreifen. Anders als Fotografie und Film geben ihre Illustrationen nicht vor, die Realität des Krieges wiederzugeben oder gar die Ursachen erklären zu können. Der Verzicht auf direkte Bebilderung bedeutet auch Verzicht auf emotionale Überwältigung. Es geht Drushba Pankow vielmehr um ein visuelles Denken, das wiederkehrende kriegerische Bildmuster aufspürt und solchermäßen gegen verführerische Propaganda zu immunisieren versucht.

In dieser Absicht kombinieren Alexandra Kardinar und Volker Schlecht drei unterschiedliche Bildmaterialien. (1) Die Illustration „Frieden“ geht von historischem Bildmaterial in Gestalt von zehn bedeutenden Persönlichkeiten aus: die Philosophen Erasmus von Rotterdam und Immanuel Kant, die Politiker Neville Chamberlain, Jitzchak Rabin, Willy Brandt und Michail Gorbatschow, dazu Lew Tolstoi, Dietrich Bonhoeffer und Mahatma Gandhi und als einzige Frau Bertha von Suttner. (2) Der Bildhintergrund, den die stark beschädigte Verklärungskathedrale von Odessa bildet, bezieht sich direkt auf den Ukraine-Krieg; auf anderen Grafiken sind zerstörtes Kriegsgerät und weitere Kriegsutensilien montiert. (3) Im gesamten Bildzyklus finden sich immer wieder Zitate aus der Kunstgeschichte wie beispielsweise Michelangelos römische Pièta, Donatellos Bronze des nackten David oder Engelsdarstellungen. – Dieses Bildmaterial wird, wie die zahlreichen im Buch reproduzierten Zeichnungen veranschaulichen, zeichnerisch aufbereitet und dann digital zusammengesetzt; anschließend erfolgt die dezente, nirgends grelle Kolorierung.

Durch die eigenwillige Kombination der genannten Bildelemente entsteht ein neuer bildnerischer Sinn, der sich nicht schon auf den ersten Blick erschließt. Deswegen war es eine gute Idee der Herausgeber, verschiedene Autorinnen und Autoren um kurze Texte zu den Illustrationen zu bitten (29-91). Herausgekommen sind unterschiedliche Zugänge, darunter ein origineller Abzählreim, wobei sich der Rezensent bei einigen Beiträgen einen etwas stärkeren Bezug auf die zu interpretierende Grafik gewünscht hätte. Für eine eigene Deutung geben die im Abschnitt „Zu den Illustrationen“ (92) aufgeführten Bildreferenzen dem Betrachter vielerlei Anregungen.

Die zehn Illustrationen stehen zwar für sich, dennoch lassen sich Bezüge erkennen. Den Auftakt des Zyklus bilden die „Reiter“ mit sieben Männern auf Pferden: Es sind die drei Diktatoren Mussolini, Putin und Kim Jong-un; hinzu kommen Reiterstatuen des hl. Georg, von Peter dem Großen und des Söldners Gattamaleta. Den oberen Bildabschluss bildet ein männliches Skelett auf dem Skelett eines Pferdes. Gleich stellen sich Fragen: Warum platzieren die Künstler den nimbierten Heiligen mit seiner langen Lanze in diese üble Männergesellschaft mit dem Tod an der Spitze? Fehlt dem Guten die Kraft, diese Unheil bringenden apokalyptischen Reiter aufzuhalten, die, wie die folgende Illustration mit dem Titel „Opfer“ zeigt, Tod und Krieg mit sich bringen? Sie zeigt Michelangelos Pièta, wobei Maria das Gesicht einer Ukrainerin hat und auf die vor ihr liegenden Leichensäcke blickt; hinter der ihren Sohn in den Armen haltenden Maria ist ein zerstörtes Gebäude und ein weiterer, tiefschwarzer Leichensack zu sehen. Die dritte Illustration „Kreuze“ präsentiert ein weiteres Kriegsoffer: Ein kreuztragender, nimbierter Christus hat sich zwischen den vielen kreuzförmigen Panzersperren verirrt.

Das von Potentaten in Gang gesetzte Unheil wird auf zwei weiteren Darstellungen visualisiert. Auf exakt datierte Fotografien bezieht sich die Grafik „Männlichkeit“: Mussolini, Breschnew, Mao und Putin präsentieren ihrem Volk ihren nackten Oberkörper – und damit ihre Virilität, was die hinter ihnen stehende Skulptur eines nackten Herkules unterstreicht; Hitler in Lederhose steht etwas abseits. In der daran anschließenden Illustration „Potenz“ ist ein wohlgeformter Satyr zu sehen, dessen Penis von einer Rakete abgedeckt wird. Um ihn herum sind Raketenwerfer und Kriegsgerät sowie ein verummter Hamas-Kämpfer mit nach oben gerecktem

Regina Freyberger (Hg.)
Kollwitz

Berlin: Hatje Crantz Verlag. 2024
283 S. m. s-w u. farb. Abb.
58,00 €
ISBN 978-3-7757-5583-2

Maschinengewehr gruppiert. – Diese Zusammenstellung historischer Skulpturen mit Personen der Zeitgeschichte arbeitet ein gewaltaffines visuelles Muster heraus: Erkennbar wird die Kontinuität eines Männertyps, dem es eigen ist, sich unter Einsatz von rücksichtsloser Gewalt und Krieg durchzusetzen.

Der Zyklus endet nicht ohne Hoffnung: Das abschließende „Gericht“ kombiniert mehrere Gerichtssäle. Bewachungspersonal ist schon anwesend, noch fehlen die Richter, die die Menschenschänder und Kriegsverbrecher verurteilen – und damit erst eine grundlegende Voraussetzung für Versöhnung nach dem Ende von Terror und Krieg schaffen.

Das schön gestaltete Buch umfasst außer dem bereits mehrfach ausgezeichneten Zyklus zahlreiche Schwarzweißabbildungen und anregende Texte. Der Rezensent ist der Einladung zum Betrachten und zum Nachdenken – zu visuellem Denken – gerne gefolgt und hat Neues gelernt.

Thomas Menges

Mit dem Titel „Kollwitz“ und dem Bildnis einer motzig dreinblickenden jungen Frau signalisiert das Städel Museum: Wir werfen einen unbefangenen Blick jenseits überholter Klischees auf die bekannteste Künstlerin des 20. Jahrhunderts und stellen dabei die künstlerische Qualität ihrer Arbeiten in den Mittelpunkt. Wer die große Ausstellung im Frankfurter Städel mit mehr als 110 Exponaten (vom 20. März bis 9. Juni 2024) nicht sehen konnte, dem bleibt als angenehmer Trost der vorzüglich gestaltete und reich bebilderte Katalog mit neun lezenswerten, nicht zu ausführlichen Textbeiträgen.

Käthe Schmidt wird am 8. Juli 1867 in Königsberg geboren. Ihr liberales Elternhaus hat die Ausbildung der ehrgeizigen Tochter zur Malerin gefördert. Anfang der 1890er Jahre trifft die junge Künstlerin einen außergewöhnlichen Entschluss: Die gelernte Malerin entscheidet sich für die weniger renommierte Druckgrafik, die sie sich autodidaktisch beibringt und überaus experimentierfreudig nutzt. Sie schafft Radierungen, Lithografien und Holzschnitte, kombiniert Techniken und nutzt unterschiedlichste Papiere. Sie bleibt Zeichnerin mit Bleistift, Feder, Kohle und Kreide. Hinzu kommt noch die Skulptur.



1891 heiratet sie den Allgemeinmediziner und Sozialdemokraten Karl Kollwitz (1863-1940), der in Berlin Prenzlauer Berg eine Praxis betreibt; 1892 kommt der erste Sohn Hans, 1896 der zweite Sohn Peter zur Welt. Wieder trifft Käthe Kollwitz eine in ihrer Zeit ungewöhnliche Entscheidung: Sie arbeitet weiter als Künstlerin und wird von ihrem Mann unterstützt, Familie und Beruf zu verbinden. Von ihrer lebenslangen Selbsterforschung zeugen die in rund 55 Jahren entstandenen mehr als 110 Selbstporträts in unterschiedlichen Techniken. Der Katalog enthält knapp 20, wobei das auf dem Cover wiedergegebene, mit Feder und Pinsel auf Büttenpapier gezeichnete „Selbstbildnis mit aufgestütztem Kopf“ auf 1889-1891 datiert ist (64f).

Der Kontakt mit den einfachen Menschen durch die Arztpraxis ihres Mannes bekräftigt ihre sich von klassischen Schönheitsidealen absetzende künstlerische Überzeugung, das Natürliche und Wahrhaftige in den Physiognomien von Arbeiterinnen und Arbeitern entdecken zu können. Ihnen gibt sie Ernst und Würde; so spiegelt sich beispielsweise in dem farbigen „Brustbild einer Arbeiterin mit blauem Tuch“ von 1903 (233) deren schweres Leben wider.

Damit ist ein weiteres Merkmal der Kunst von Käthe Kollwitz benannt: Sie malt keine gefälligen Sujets – wie etwa Landschaften oder Stillleben –, vielmehr wählt sie existentielle und gesellschaftliche Probleme wie das Schicksal unverheirateter schwangerer Frauen oder das mit Armut und Hunger verbundene Elend. – Der Tod ihres jüngeren Sohnes Peter 1918, dem die Eltern widerwillig gestatteten, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, wird zur Zäsur: Die Künstlerin wandelt sich zur engagierten Pazifistin. Fortan zeigt sie Mütter, die ihre Kinder schützend umarmen oder ihren Tod beklagen; am bekanntesten ist wohl ihre Bronze „Pietà (Mutter mit totem Sohn)“ von 1937-1939 (194f), deren Nachbildung vierfach vergrößert sich seit 1993 in der Neuen Wache in Berlin befindet.

Was implizit vorausgesetzt wurde, gilt es nun explizit herauszustellen: Käthe Kollwitz’ Kunst stellt die menschliche Figur in den Mittelpunkt – und lädt sie in ihrer Gestaltung emotional auf. Die dabei eingesetzten künstlerischen Strategien arbeitet die Kuratorin und Herausgeberin Regina Freyberger heraus (12-21): Der Raum tritt zurück und stellt den Menschen und seine Gebärden ins Zentrum; durch „distanzlose Nahsicht“ werden die Gesichter zu einer „Landkarte der Emotionen“. Bei Massenszenen entwickelt sie eine „Choreografie der Körper“. Mütter, die ihre Kinder vor dem Tod zu retten versuchen, verschlingt sie zu einer symbiotischen Einheit. – Gefundene thematische und kompositorische Lösungen greift die Künstlerin später immer wieder variierend auf.

Mit ihrem sechsteiligen Zyklus „Ein Weberaufstand“ (1893-1897), der den historischen Aufstand der schlesischen Weber von 1844 in ihre eigene Gegenwart verlegt, gelingt Käthe Kollwitz der künstlerische Durchbruch. Die in einer Auflage von 300 Exemplaren aufgelegte siebenteilige Radierfolge „Bauernkrieg“ (1902/03-1908) wird zu einem durchschlagenden Erfolg. 1919 wird sie zum Mitglied der Akademie der Künste Berlin und zur Professorin ernannt, 1933 zum Austritt gezwungen. Kurz vor Kriegsende stirbt sie am 22. April 1945 in Moritzburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg gilt sie in West- wie in Ostdeutschland als unumstrittene moralische Instanz und wird wiederholt ausgestellt. Straßen und Schulen tragen ihren Namen, Museen in Berlin, Köln und Moritzburg widmen sich ihrem Werk.

Ein Beitrag widmet sich dem Sammler Helmut Goedeckemeyer (1998-1983), der bereits als Student Arbeiten von Käthe Kollwitz zu sammeln beginnt. 1964 erwirbt die Stadt Frankfurt ca. 200 Werke aus seiner Sammlung, die 1965 im Städel ausgestellt werden – und nach fast 60 Jahren endlich wieder zu sehen sind!

Die Städel-Ausstellung und der korrespondierende Katalog sind eine Hommage auf Käthe Kollwitz: Sie stellen insbesondere die künstlerische Qualität ihrer Grafik heraus. Deutlich wird, dass die Künstlerin weder eine unpolitische Humanistin noch eine Vorläuferin des sozialistischen Realismus war – ihr Werk ist vielmehr deutungs Offen. Dass ihre Familie sozialdemokratisch geprägt war, ist bekannt; sie selbst gehörte keiner politischen Partei an. Kunst verstand sie nicht als l’art pour l’art, sondern als „Sprechrohr ... für die nicht zu Wortkommenden“.

In der Tat: Käthe Kollwitz’ Kunst ist das beredte Zeugnis einer „nicht ausgeführten Barmherzigkeit“ (Karl Willems); sie möchte die Betrachter emotional berühren und so zu einer Überwindung gesellschaftlicher Missstände beitragen. Ihre Bildwerke von Müttern, die ihre Kinder vor Krieg und Tod zu beschützen versuchen, sind seit dem 24. Februar 2022 auch in Europa wieder von erschreckender Aktualität.

Thomas Menges

Catrin Misselhorn

Künstliche Intelligenz – das Ende der Kunst?

Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2023

152 Seiten

8,00 €

ISBN 978-3-15-014355-1

Das Ende der Kunst wäre eingeläutet, wenn entweder der Künstler als Urheber eines Kunstwerkes obsolet wäre, weil eine maschinelle Intelligenz an seiner statt Objekte hervorbrächte, die von Menschen als Kunst rezipiert würden, oder die Bedeutung von Kunst sich erschöpft hätte, weil Künstler letzte Bilder geschaffen hätten, über die hinaus keine weiteren von Bedeutsamkeit geschaffen werden könnten (Kasimir Malewitsch, Ad Reinhardt, u.a.), oder ein technisch erzeugtes Bild wie eine Photographie das künstlerisch geschaffene bei weitem überträfe oder die Kunst als „Magd“ der Philosophie letztlich dieser die Deutung der Welt allein überlassen müsste (Hegel).

Mit Arthur C. Danto definiert Catrin Misselhorn Kunst als Weltdeutung in Form einer Metapher, die eine Bedeutung transportiere, die sich erst in einer Interpretation durch den Rezipienten enthülle, wenn dieser möglichst viele Kontexte, in die ein Kunstwerk hineingestellt ist, mit berücksichtigt und so durch das Kunstwerk zu einer Weltdeutung gelangt, zu der er ohne jenes Kunstwerk nicht gelangt wäre. Die durch das Kunstwerk intendierte Bedeutung bedingt einen künstlerischen Autor, der in seinem Kunstwerk seinen Willen zur Weltdeutung ausdrückt. Wer seinen Willen durch etwas wie Kunst ausdrückt, trägt dafür auch eine ästhetische Verantwortung in dem Sinne, dass ihm die Implementierung einer Deutung zugeschrieben werden kann. Diese Definition erlaubt es Catrin Misselhorn, zu folgern, dass Kunst eines menschlichen Autors bedürfe, der intentional seine Weltdeutung anderen durch sein Kunstwerk präsentiert und zur Diskussion stellt. Durch differenzierte Analysen individueller und kollektiver Autorenschaft gelingt es der Verfasserin plausibel, einen Autor als notwendigen Urheber von Kunst auszumachen. Im Umkehrschluss



kann man jedem von Künstlicher Intelligenz generierten Objekt den Charakter eines Kunstwerks absprechen, weil eine maschinelle Intelligenz über kein deutungsfähiges Selbstbewusstsein verfügt. Folgerichtig definiert Misselhorn jede von Künstlicher Intelligenz generierte Kunst als Fälschung, die aber vom Rezipienten immer weniger als solche erkannt werden kann.

In der Kunsttheorie kann die menschengemachte Kunst klar abgegrenzt werden durch philosophische Kategorien von durch Künstliche Intelligenz generierten Objekten, die in ihrem Kunstanspruch als Fälschungen entlarvt werden. In der Kunstpraxis, d.h. in der durch die digitalen Medien erzeugten Bilder, die ex prompto durch Künstliche Intelligenz von jedem geschaffen werden können, ist diese Unterscheidung de facto nicht mehr möglich, weil eine menschliche Autorenschaft im Sinne von Weltdeutung nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden kann. In der Praxis menschlicher Wahrnehmung wird es also zukünftig der Regelfall sein, dass von Künstlicher Intelligenz generierte Objekte als Kunstwerke

rezipiert werden, weil die Künstliche Intelligenz selbst als bewusst handelnde Person erfahren wird, deren vermeidlicher Intention der Betrachter nachspürt und so sich einen Autor erschafft, der an sich nicht existiert. Somit könnte nur ein detailliertes Hintergrundwissen jene philosophische Analyse ermöglichen, die Misselhorn anempfiehlt, um Kunst von Fake zu unterscheiden.

In der Praxis wird auch das Fake im Betrachter Deutungen hervorrufen, die ihm als Zuruf einer Person gelten, selbst wenn dahinter eine Maschine steht. Letztlich wird sich nur der Rezipient verantworten müssen für das, was aus seiner Begegnung, u.a. mit Kunst, ihm an Handlungen erwächst, während die Autorschaft und deren Verantwortung sich im Dunkel des Digitalen verliert. Daraus würde sich das Postulat des Analogen als Gegengewicht zum Digitalen ergeben. Jean-Paul Sartres nüchterne Analyse, der einzelne sei qua Menschsein verantwortlich für alles, was geschieht, obwohl das allermeiste seiner direkten Verantwortlichkeit entzogen ist, als letzte Konsequenz, den Menschen in seiner Würde als Freiheit zu begründen nach dem Tod Gottes, als Metapher für einer dem Menschen vorgegebenen Ordnung, gewinnt vor dieser Analyse Catrin Misselhorns eine eher bedrückende Aussicht. Künstliche Intelligenz intendiert den Glauben an ihre personale Wirklichkeit und zwingt den Rezipienten, sie als seinesgleichen anzuerkennen, weil es für ihn in der Praxis nicht mehr unterscheidbar ist, ob ihm in einem digital Präsentierten ein von einem Menschen Gewirktes oder ein von einer Maschine Gemachtes begegnet. Von dort her wird es nur ein kleiner Schritt sein, dass sich Menschen in ihrer Selbstbeschreibung als Mensch technischer Begriffe und maschineller Metaphern bedienen werden, um sich der vermenschlichten Maschine als ebenbürtig anzudienen.

In diesem Diskurs geht es vordergründig um Kunst, mit der Fragwürdigkeit, was Kunst und was Fälschung ist, letztlich aber um das Selbstverständnis des Menschen.

Stefan Scholz



Glauben
Philosophie der Religion

der blaue reiter. Journal für Philosophie –
Ausgabe 52 (2/2023)

Hannover: der blaue reiter. Verlag für Philosophie. 2023
114 Seiten m. s-w Abb.
17,90 €
ISBN 978-3-933722-82-9

In seiner 52. Ausführung überrascht uns „der blaue reiter“ mit einer der Religionsphilosophie gewidmeten Ausgabe, die insbesondere Religionslehrerinnen und Religionslehrer anspricht. Entlang der Seiten begegnen die grundlegenden Fragen, ob Religionsunterricht in einer sich zu der Säkularisierung hingezogenen Gesellschaft immer noch sinnvoll sein und ob Religion für das Individuum und die Gemeinschaft weiterhin eine verbindliche Bedeutung haben kann. So ist es kein Zufall, dass der Chefredakteur Siegfried Reusch bereits auf der ersten Seite der 1917 von Max Weber „gepredigten“ Entzauberung der Welt durch das wissenschaftliche Wissen eine „beständige Wiederverzauberung der Welt“ gegenüberstellt als Motto dessen, was in den unterschiedlichen Beiträgen zur Sprache gebracht wird, und als Ausdruck eines ständigen menschlichen Bedürfnisses, welches nicht mit der institutionellen Seite der Religion zu verwechseln sei.

Diese Idee findet einen direkten und vertiefenden Nachklang im Beitrag von Koo van der Wal, der der Frage nach einem philosophischen Zugang zur spirituellen Dimension der menschlichen Existenz und der damit verbundenen Sehnsucht in der postmodernen Gesellschaft nachgeht – und den begrenzten Erfahrungsbegriff und Wissenshorizont der neuzeitlichen Wissenschaften hervorhebt. Diese Reflexionen folgen auf die Gedanken der Religionswissenschaftlerin und -historikerin Daria Pezzoli-Olgati über den Gegenstand und den wissenschaftlichen Charakter der Religionswissenschaft im Hinblick auf verschiedene Phänomene und Strömungen wie die Phänomenologie, den Evolutionismus, den Funktionalismus und den Strukturalismus, die sich im letzten Jahrhundert herauskristallisiert haben. Sie nähern sich dem Religiösen aus unterschiedlichen,



oft konvergierenden Sichtweisen bei der Erläuterung beispielsweise der von den Religionen generierten kulturellen Bedeutungen und der Symbole.

Über die zum Agnostizismus führenden philosophisch-analytischen Widersprüche des abrahamitischen Gottes macht Wolfgang Detel aufmerksam: In seinem Aufsatz erkundet er die Möglichkeit einer Religiosität ohne Gott verbunden mit einer kritischen Betrachtung des Machtmissbrauches der monotheistischen Religionen, was seiner Meinung nach für eine strikte Säkularisierung des Staates spricht. Um gerade eine strenge Trennung von Glauben und Vernunft zu überbrücken, setzen sich Arbogast Schmitt, Jan Urbich und Martin Krieger mit dem vernünftigen Charakter des Glaubens auseinander. Die begriffliche Erfassung des Reiches des Unsichtbaren anhand eines ontologischen Gottesbildes, welches

die erhabenste Auseinandersetzung der menschlichen Vernunft mit dem der Realität zugrundeliegenden Sein in der antiken Philosophie darstellt, wird von Schmitt präsentiert. Urbich befasst sich in derselben Richtung mit der metaphysischen Sehnsucht nach dem Absoluten in der abendländischen Philosophiegeschichte beleuchtet mit Blick auf die klassischen Positionen von Parmenides, Aristoteles, Spinoza und Hegel. Krieger behauptet allerdings, dass die Religion ihre Vernünftigkeit dadurch erhält, dass sie Halt gebe, Sinn stifte und Werte vermittele (31), was grundsätzlich eine moderate Säkularisierung rechtfertigen würde.

Die Grundzüge eines Gottes, der in der kantischen Philosophie auf eine Idee der reinen Vernunft reduziert wurde, sodass die Moral und die mit ihr einhergehende Pflichtenethik allein auf der subjektiven Vernunft beruhen würde, stellt uns Gottfried Gabriel vor. Einen interessanten Beitrag liefert Rebecca Wolf mit ihrer Darlegung der verschiedenen Gesichter des Teufels in Religion und Literatur. Einer Gegenüberstellung von patriarchalen und matriarchalen Gesellschaften bezüglich des Religionsbegriffes widmet sich Heide Göttner-Abendroth, die zu einer Idealisierung der matriarchalen Spiritualität gelangt, welcher es an belastbaren historischen Beispielen von Gesellschaften, die diese Form von gemäßigter und naturfreudiger Spiritualität tatsächlich verwirklicht hätten, mangelt.

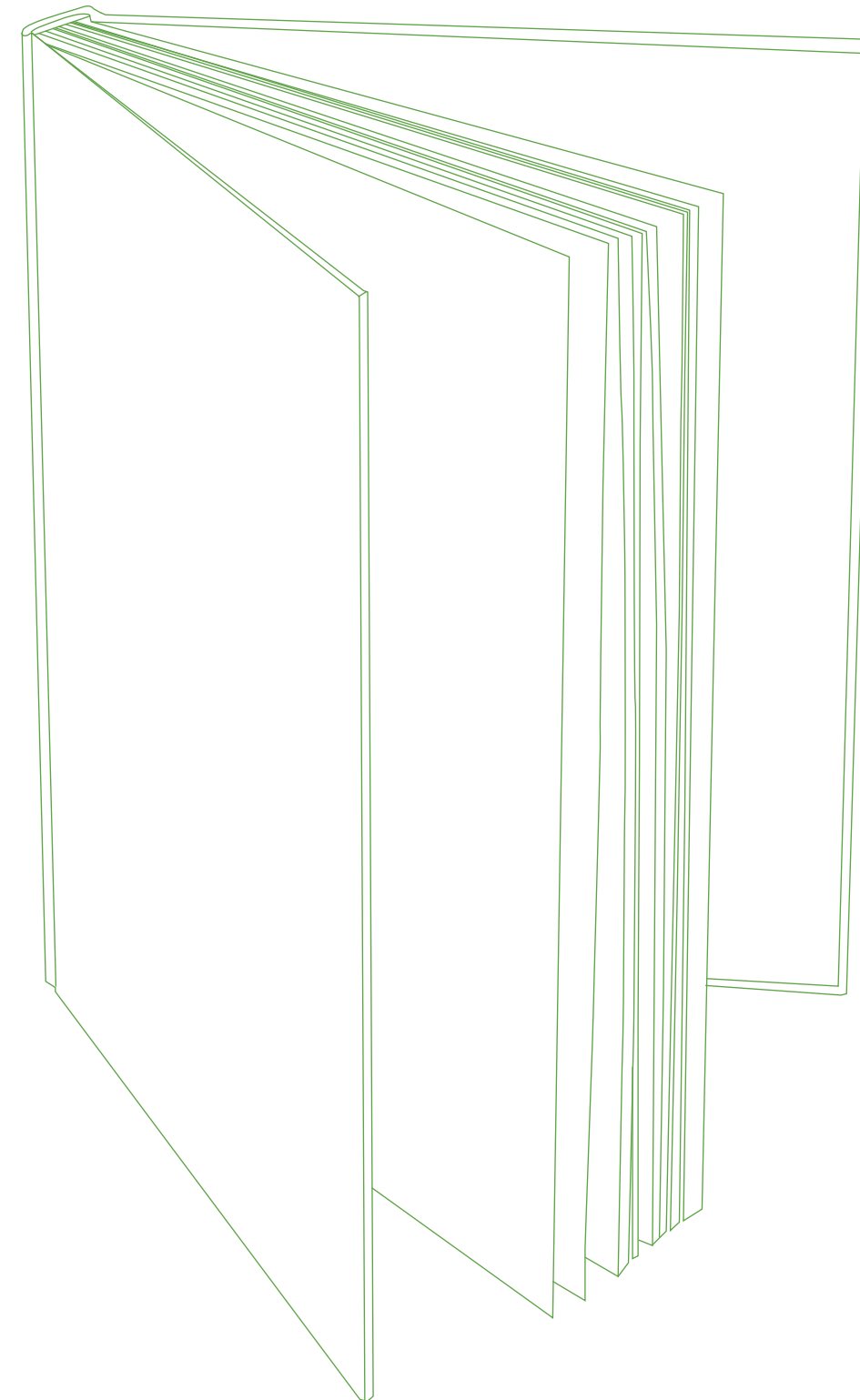
Die Religionskritik kommt vor allem im Beitrag Rudolf Lüthes zur Sprache, indem auf maßgebende Autoren, die die postmoderne Form der Säkularisierung besonders gefördert haben wie Voltaire, Feuerbach, Marx und Nietzsche, eingegangen wird. Einen informativen Ausblick auf die pragmatische US-amerikanische Tradition bietet Ana Honnacker in ihrem Aufsatz, in dem die Legitimität religiösen

Glaubens nach William James' Kriterien der Lebendigkeit, Bedeutsamkeit und Unbedingtheit, welche vor Leichtgläubigkeit und Willkür (63) in pragmatischer Hinsicht schützen würden, diskutiert werden. Nicht zuletzt ist die von Otte-Peter Obermeier in seinem Beitrag gestellte Frage der Religionskritik berechtigt, ob Religionen nicht einfach Illusionen seien, worauf im Gespräch mit Platon und Hume und zugespitzt mit Freud geantwortet wird.

Die Ausgabe wird durch ein Essay vom Ägyptologen Jan Assmann bereichert, der in einfachen Worten einen Überblick über das Zeitalter des Glaubens von seinen Ursprüngen in Israel bis zu den Säkularisierungsprozessen der Gegenwart gibt. Empfehlenswert ist das von Christian Feldmann in den letzten Seiten verfasste Porträt der heiligen Edith Stein, das viele Anlässe für eine tiefgründigere Auseinandersetzung mit dem Leben und Denken der in Auschwitz ermordeten jüdischen Ordensfrau enthält.

Die Vielfalt an Themen und Perspektiven, die „der blaue reiter“ in dieser Ausgabe bietet, eignet sich für eine Einführung in die wissenschaftliche Erforschung des Religiösen angesichts einer Gegenwart, die, getrieben von einem einseitigen naturwissenschaftlichen Begriff des Wahren und Denkwürdigen, der Religion der Möglichkeit beraubt, wissenschaftlicher Gegenstand einer eigenständigen Forschungsarbeit zu werden. Vor diesem Hintergrund liefert „der blaue reiter“ auch ein Zeichen dafür, dass Religionsunterricht notwendigerweise zum pluralen Charakter eines säkularisierten Staates gehört.

Rolando González Padilla



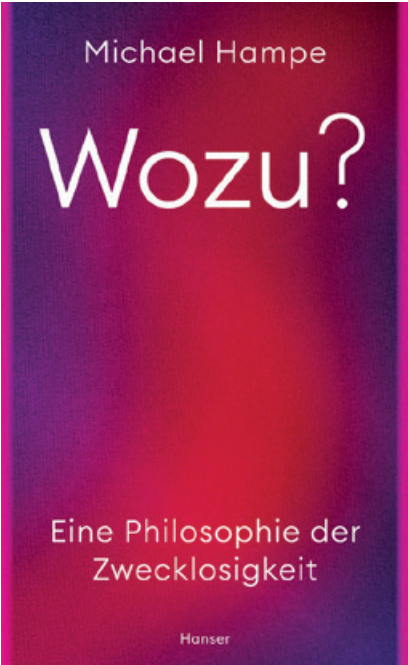
Michael Hampe
Wozu?
Eine Philosophie der Zwecklosigkeit

München: Carl Hanser Verlag. 2024
233 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-446-27916-2

Was kann ich von einer „Philosophie der Zwecklosigkeit“ erwarten? Eine Erklärung, warum alles zwecklos ist, oder eine kritische Auseinandersetzung mit dem Streben nach der Erfüllung von Zwecken. Letzteres ist hier der Fall.

Michael Hampe entwickelt in der Form einer „autobiographischen Philosophie“ Möglichkeiten, sich selbst zu denken und den Menschen in seinem Welt-, besonders Gesellschaftsbezug und in seiner Endlichkeit zu begreifen. Bezugnehmend auf eigene biographische Ereignisse werden eine Vielzahl von Fragen gestellt und Denkmöglichkeiten entwickelt, die andeuten, in welcher Richtung der Standpunkt des Autors liegen könnte.

Hampe beginnt mit den Grundvollzügen „Unterscheiden“ und „Bewerten“. Diese erweitern sich und differenzieren sich mit Hilfe des Lernens von Sprache innerhalb einer Gesellschaft aus. Die Gesellschaft nimmt Einfluss auf das Individuum, indem dessen „Aufmerksamkeit“ auf „Projekte“ gerichtet wird, also auf klar bestimmte Zwecke, die in Zukunft realisiert werden sollen. Hampe spricht hier von Erziehung als „Abrichten“.



In seinen biographischen Notizen, etwa denen zu Traum und Wachsein, Spiel und Ernst oder Erfahrungen mit Leid und Tod, entwickelt Hampe vor allem die Fragwürdigkeit der Wirklichkeit, des eigenen Selbst und dessen Sinnbezug. Das Verschwinden des Strebens nach Realisierung von Zwecken erscheint ihm als besondere Form des Glücks. In der Kontemplation kann dies erfahren werden, wenn die Aufmerksamkeit nicht mehr der Zukunft gilt, sondern der Gegenwart.

Grundlegend für die weitere Betrachtung ist für Hampe der skeptische Blick auf alles. Er hebt die Endlichkeit der Erkenntnis hervor, die sich der Wirklichkeit nur in Bildern nähern kann. Davon ausgehend kritisiert er das Bewerten, das das hierarchische Denken begründet. Er sieht die Besonderheit von Situationen durch die Verwendung allgemeiner deskriptiver sowie normativer Prinzipien vernachlässigt.

Dass das Sich-Ausrichten auf Zwecke und das Bewerten in unserem Denken eine so große Rolle spielen, sieht Hampe als Folge der Philosophie von Aristoteles. Als Gegenentwürfe stellt er die Positionen von Samuel Beckett, Baruch de Spinoza und Wilfrid Sellars dar. Während Beckett das Dasein durch letztlich sinnlose Wiederholungen gekennzeichnet sieht, wendet sich Spinoza gegen die Zweckhaftigkeit, da sie als Mittel verstanden wird, göttlicher Bestrafung zu entgehen. Sich der Wirklichkeit Gottes zu nähern bedeutet für Spinoza stattdessen die Dinge befreit von ihrer Zweckhaftigkeit zu betrachten. Sich dem Empfindungsstrom, bezogen auf die phänomenale Welt, zu überlassen, anstatt sich der Welt erklärend und bewertend gegenüberzustellen, wird anhand von Sellars als Alternative zur Zweckhaftigkeit dargestellt. Mit Simone Weil schließlich plädiert Hampe für eine reine Aufmerksamkeit, die frei von der Ablenkung durch Zwecke ist und den freien Blick auf die Wirklichkeit gestattet. Abschließend wird mit Ludwig Wittgenstein verdeutlicht, dass die Bilder, in denen man eine Vorstellung der Welt gewinnt, dann wichtig sind, wenn sie, auch wenn sie verdinglichen, nicht auf Tatsachen, sondern auf die Lebensführung zielen.

Der in diesem Buch durchgehende skeptische Blick Hampes drückt sich darin aus, dass es überwiegend aus Fragen besteht sowie aus Sätzen, die aussagen, was der Fall sein kann oder was etwas zu sein scheint. Aus einem Skeptizismus wird aber erst dann eine Philosophie, wenn man einen Standpunkt vertritt, auch wenn dieser kritikwürdig ist und bleiben muss. Der ist hier oft nur schwer feststellbar. Ebenso sind begriffliche Zuspitzungen oft erst aus dem Zusammenhang erkennbar, wenn z. B. der Begriff des zweckgerichteten Handelns auf die Realisierung nahezu durchgeplanter Lebensprojekte

beschränkt wird, mit gesellschaftlich bestimmten, meist unhinterfragten Zwecken. Dass Hampes deutliche Kritik am Argumentieren und an allgemeinen Prinzipien nur diejenigen betrifft, die verabsolutiert werden, erfährt man erst am Ende des Abschnitts.

Berechtigt ist seine Kritik, wenn sie sich auf solche „Bewertungen“ bezieht, die nur den unmittelbaren Nutzen im Blick haben, die eine Unterwerfung unter Sachzwänge zur Folge haben. Nachvollziehbar ist auch der Wunsch nach einer Offenheit für die Wirklichkeit ohne Nachweis der Nützlichkeit für Bestimmtes. (Welche/r Lehrerin / Lehrer verzweifelt nicht gelegentlich an der hartnäckigen Forderung, die Nützlichkeit des Lernstoffs nachzuweisen.) Aber der Weltbezug des Menschen ist immer ein intentionaler Akt, es geht immer um (Bewertungen einschließende) Bedeutungen, die zum Selbstverständnis beitragen und Handlungsmöglichkeiten erschließen. Auch ein Selbst- und Weltbezug, der sich von einem von Zwecken bestimmten Denken lösen will, ist eine Intention und insofern selbst ein Zweck. Zu wenig beachtet Hampe meiner Ansicht nach, dass für das Verständnis des Menschen von der Wirklichkeit der Akt der Reflexion auf sich selbst und damit auf die Welt grundlegend ist und dass es Ergebnis von Entscheidungen ist, die Bewertungen voraussetzen.

Da ich mich als Philosoph zu einer kritischen Haltung auch mir selbst gegenüber verpflichtet sehe, könnte ich die Position des Autors auch missverstanden haben. Möglicherweise habe ich ein entscheidendes „kann“ im Text übersehen oder eines zu wenig in meinen Text eingefügt.

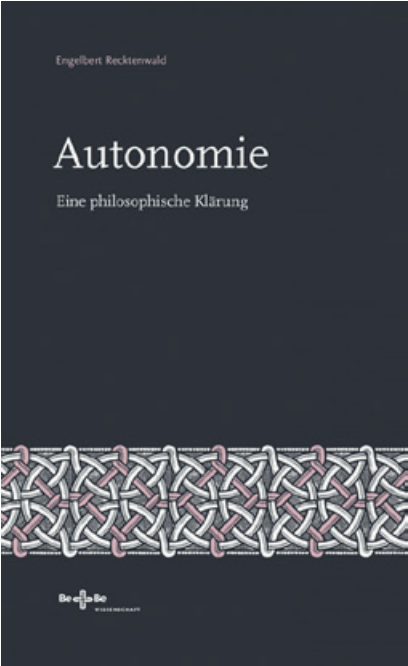
Johannes Drescher

Engelbert Recktenwald
Autonomie
Eine philosophische Klärung

Heiligenkreuz im Wienerwald: Be&Be Verlag. 2024
242 Seiten
24,90 €
ISBN 978-3-903518-14-8

Die „Herolde der Autonomie auf den theologischen Lehrstühlen“, unterzieht der Autor dieses Bandes, der als Kantkenner ausgewiesene Theologe und Philosoph Engelbert Recktenwald, einer gründlichen Kritik und legt damit zugleich eine umfassende philosophische Bestimmung des Autonomiebegriffs vor.

Die Denkfigur, an der sich die theologische Richtung der „Autonomiestreiter“ orientiert, ist tief im Zeitgeistigen verankert. Konstruktivismus setzt an die Stelle objektiver Erkenntnis einen Vorgang, mit dem sich Wirklichkeit unter dem Einfluss sozio-kultureller Faktoren im Bewusstsein erst bildet – bis hin zur fluiden Vorstellung vom eigenen Geschlecht. Der damit einhergehende Relativismus wird auf das moralische Urteilen übertragen. Zeitlos gültige Normen gibt es nicht, sodass der korrigierende Eingriff von Autoritäten nur als Fremdbestimmung, als Heteronomie verstanden werden kann. Darauf beruft sich heute der Schüler, der sich vor dem ihn maßregelnden Lehrer trotzig aufbaut mit dem Satz: „Ich kenne meine Rechte.“ Was er damit meint, ist allerdings nicht ein Recht, das seine Grenze an Pflichten und moralischen Normen findet, sondern das Recht, selbstgesetzten Regeln und eigenen Neigungen zu folgen. Um wie viel ärgerlicher ist dann die absolute Autorität, mit der Gott uns ein unbedingt gültiges Sittengesetz auferlegt. Für eine Theologie, die in der Freiheit des Menschen den höchsten Wert sieht, unannehmbar. So wie der Schüler erwartet, dass der Lehrer sich seinen Vorstellungen von Gut und Richtig beugt, so soll Gott die jeweils historisch bedingten und vom Menschen aus eigener Freiheit gesetzten moralischen Normen anerkennen. Im Originalton: „Ist der menschlichen Freiheit die Würde der Freiheit das Höchste, so kann sie nur einen Gott akzeptieren, der sich in ihr moralisches Universum



einfügt.“ (Magnus Striet) Diese Historisierung der Moral soll den Weg bereiten für eine radikale Neuorientierung der kirchlichen Morallehre.

Mit scharfer begrifflicher Unterscheidung zeigt der Autor die Widersprüche einer solchen Auffassung und belegt, dass die Berufung dieser theologischen Richtung auf Kant fehlgeht. Vom Standpunkt der rechtlichen Autonomie aus, also eines Menschen, der von seinem Recht zur Selbstbestimmung Gebrauch machen will, werden Normen und Pflichten als Einschränkung erfahren. Für Kant dagegen verwirklicht sich Autonomie grade erst dann, wenn man sich durch sittliches Handeln von Neigungen und Trieben, also der Naturkausalität, freimacht. In diesem Sinne ist autonomes Handeln immer moralisches Handeln, denn die Moral ist der höchste Wert. Heteronom handelt, wer sich egoistischen Strebungen ausliefert.

Vorausgesetzt ist dabei, dass dieser höchste Wert, dass die moralischen Normen keine Eigenschöpfung des Menschen sind und von ihm als überzeitlich gültig erkannt werden können. Beruhen sie nämlich auf historisch entstandenen Konventionen, auf Mehrheitsinteresse und verbreiteter Meinung, ist ein daran orientiertes Handeln notwendig heteronom, denn man gibt damit das autonome moralische Urteil auf. Konvention und moralische Norm können übereinstimmen und tun es in vielen Fällen. Tritt aber die Mehrheitsmeinung in Widerspruch zur Moral, muss das Gewissen uns leiten. Die absolute Wahrheit der gleichen Würde aller Menschen etwa rechtfertigte den Kampf der Abolitions- und Civil-Rights-Bewegung auch gegen eine demokratische Mehrheit. Unsere Vernunft ist eben „wertsichtig, nicht wertproduzierend“ und ermöglicht, sich im Handeln am erkannten Guten zu orientieren. Die damit gegebene Sollenserfahrung ist unmittelbar und auf nichts anderes zurückführbar. Auch Kant, auf den sich die Autonomiestreiter fälschlich berufen, sieht es so, wie der Autor kenntnisreich zeigt, da der Wille fähig sei, „nur dasjenige zu wählen, was die Vernunft unabhängig von der Neigung als praktisch notwendig, d.i. als gut, erkennt“. Die Stimme des schlechten Gewissens erhebt sich gebieterisch, wenn man gegen besseres Wissen das Schlechte, das Böse gewählt und damit seine moralische Urteilsautonomie an die Heteronomie der egoistischen Strebungen abgegeben hat.

Der Autor geht noch einen Schritt über Kant hinaus. Während dieser aufgrund seiner philosophischen Grundannahmen bei einem Sittengesetz stehen bleibt, das abgelöst vom göttlichen Ursprung als „bloße Idee“ seine Gültigkeit hat und ohne Ansehung der Person zu befolgen ist, weiß das Christentum, dass moralisches Handeln mit liebender Hingabe verbunden sein kann und grade dadurch besonderen Wert erhält. Dieses interpersonale Verständnis führt zur Erkenntnis, dass „die Forderung des Sittengesetzes nicht bloß, wie Kant meint, eine Idee der Vernunft ist, sondern eine subsistierende Wirklichkeit als Heiligkeit des göttlichen Willens“. Absurd, wenn dann eine Hingabe an die göttliche Gesetzgebung als Einschränkung der menschlichen Autonomie betrachtet wird, denn ihre Befolgung macht erst frei von selbstzerstörerischen Strebungen.

Dieser klar und stringent argumentierende Band ist ein Muss für jeden, der sich mit der aktuellen theologischen Diskussion um Autonomie und Moral auseinandersetzen will.

Hartmut Sommer

Krieg

Der blaue reiter. Journal für Philosophie
Ausgabe 53 (1/2024)

Hannover: der blaue reiter. Verlag für Philosophie. 2024
114 Seiten m. Abb.
19,90 €
ISBN 978-3-933722-90-4

Die Ausgabe des Journals für Philosophie „der blaue reiter“ zum Thema „Krieg“ beleuchtet aus zahlreichen Perspektiven Grundfragen um den Themenkreis Krieg und Frieden und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur philosophischen Reflexion. Hintergrundfolie vieler Beiträge ist dabei die Ausweitung der russischen Invasion in die Ukraine vom 24. Februar 2022. Umso irritierender ist, dass Stimmen von direkt von diesem und anderen Kriegen betroffenen Philosophen fehlen.

Die Publikation ist vom Aufbau her stringent. So widmet sich etwa Sebastian Schneider in seinem Beitrag der Begriffsgeschichte des Kriegs und nähert sich einer Definition des Krieges über drei Dimensionen: Krieg als Zustand oder Akt von Gewalt, Intensität und Akteursqualität (8). Dennis Sölch konstatiert in der Auseinandersetzung mit Jean-Paul Sartre, dass dieser – entgegen der Auffassung von Sigmund Freud – kein zum Krieg verurteiltes „Triebbündel“ sei, sondern in seiner durch die Selbstreflexivität begründeten Freiheit immer vor Entscheidungsalternativen stehe.

Otto-Peter Obermeiers Beitrag schöpft wiederum aus ideengeschichtlichem Reichtum und arbeitet „primitive“ Ideologien, Machtgier und Habgier als die drei Hauptmotivationen des Menschen für den Krieg heraus (12). Er geht in besonderer Weise auf die Rolle der Religion im Krieg ein. Während etwa Hu Tsi die Religion vollkommen akzeptiert habe, habe Niccolò Machiavelli sie in pragmatistischer Manier so lange als Ressource geduldet, als sie eigenen Zwecken gedient habe.



Otfried Höffe widmet sich in seinem Beitrag demgegenüber der Idee des Friedens und fragt, ob diese Traum, Utopie oder realistische Vision sei. Nach einem kursorischen Überblick kommt er zum Schluss, dass Immanuel Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795) nichts von ihrer Aktualität und Durchschlagskraft verloren habe. Ein stabiler und dauerhafter Friede könne nur auf Recht, nicht aber auf Macht gegründet sein. Er attestiert – der Argumentation Kants folgend –, dass der einzige Weg zum ewigen Frieden die Schaffung einer „subsidiären, föderalen Weltrepublik“ (23) sei. Hierbei stellt sich nun allerdings die Frage, ob diese Vorbedingungen nicht mindestens genauso utopisch sind wie der infrage stehende Friede selbst. Trotz der grundsätzlichen Regelbasiertheit bleibt das Völkerrecht im letzten ein politisch-machtbasiertes Recht ohne supranationales Gewaltmonopol. Zuzustimmen ist Höffe darin, dass die Betonung der eigenen Friedfertigkeit für einen ewigen Frieden nicht ausreiche, sondern eher „frommen Worten“ entspreche. Auch Thomas Zoglauer warnt diesbezüglich in seinem Beitrag zur Frage nach der Möglichkeit eines Gerechten Krieges vor einem „pazifistischen Fehlschluss“ (31), bei dem die Folgen der Gewaltlosigkeit ausgeblendet wür-

den. Krieg sei zwar – auch im Falle des ukrainischen Verteidigungskriegs – niemals Notwendigkeit, notfalls aber legitime Ultima ratio (32). Die Theorie des Gerechten Krieges könne bei der Einordnung Hilfestellung bieten.

Bemerkenswert ist Jan Röhnerts Beitrag zur literarischen Reflexion auf Krieg und Frieden. Kenntnisreich illustriert er anhand verschiedener Literaten, welchen Einfluss die Literatur auf den Krieg genommen hat, wie stark sie aber auch selbst (wie die jeweiligen Autoren) durch den Krieg beeinflusst wurde. Im Zeitalter der Massenmedien will Röhnert die Rolle der Literatur „im Zeichen poetischer Subjektivität für das Wahrnehmen des ganz anderen“ (37) verstanden wissen.

Olaf Müller kommt in seiner Auseinandersetzung mit der pazifistischen Literatur Bertrand Russells in der Zwischenkriegszeit zu dem Schluss, dass dieser zunächst „Mastermind“ hinter radikalen Formen der Appeasement-Politik gewesen sei, mit der Zeit aber von „blinder Prinzipienreiterei“ (49) Abstand genommen und den Krieg gegen Nazi-Deutschland letztlich für legitim gehalten habe. Demgegenüber steht die radikalpazifistische Haltung Margot Käßmanns, die im Interview zu bedenken gibt, dass Pazifisten im Krieg immer der schärfsten Kritik ausgesetzt seien und diejenigen, die am vehementesten für den Krieg plädierten, oftmals nicht selbst in den Krieg ziehen müssten – so auch im gegenwärtigen Krieg Russlands gegen die Ukraine. Schuldig bleibt sie allerdings die Antwort, wie im Falle eines akuten Angriffskriegs durch gewaltfreien Widerstand kurzfristig wirksame Verteidigung erfolgen kann.

Herfried Münkler analysiert die Verschiebung der Kriegsstrategien von der Niederwerfungs- zur Ermattungsstrategie. Dass die Schlachtfelder unsichtbarer geworden seien, habe nicht zu einer Humanisierung des Kriegs, sondern im Gegenteil zu noch zerstörerischeren Folgen für die Zivilbevölkerung geführt.

Es ist bedauerlich, dass bei elf Beiträgen zum Thema „Krieg“ keine Autorin vertreten ist. Dennoch besticht die Ausgabe sowohl durch kenntnisreiche Beiträge renommierter Experten als auch durch gelungene Illustrationen und bildet gegenwärtige Debatten im (philosophischen) Diskurs um Krieg und Frieden gut ab.

Johannes Ludwig

Rahel Jaeggi
Fortschritt und Regression

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2023
254 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-518-58714-0

Wofür engagiert man sich? Gewiss gerne für eine bessere Zukunft! Rahel Jaeggis Verdienst ist es, die Frage genauer zu nehmen. Sie macht sich die Antwort schwerer als bei Utopien gestern und technologischen Verheißungen heute. Nach der Entzauberung der Moderne muss heute tatsächlich gefragt werden – wie geht „ein Wandel zum Besseren“ und wie vermeidet man einen „Wandel zum Schlechteren“. Jaeggi empfiehlt, sich am Vorbild der lernenden Organisation zu orientieren und mittels einer Lernkultur in der gesamten Breite der Gesellschaft für Fortschritt und gegen Regression wirksam zu werden. Jaeggi will dafür mit ihrem Buch ein zeitgemäßes Fortschrittsdenken liefern, das zugleich „zeitdiagnostisch“ sowie „philosophisch und methodisch“ vorgeht. Einwände natürlich keine.

Bedenken schon: Es wäre schön, weil übersichtlich, wenn es in der Welt immer noch nur schwarz oder weiß, Freund oder Feind gäbe. Leider ist die Wirklichkeit längst viel grauer, geopolitisch gesprochen: multipolarer, theoretisch ausgedrückt: komplexer. Zu komplex, um unsere Daseinsvorsorge auf ein Pro und Contra zu reduzieren; oftmals produziert die erste Lösung zugleich das zweite Problem. Ein aktuelles Beispiel: Bei den propalästinensischen Protesten an Pariser Universitäten vom Frühjahr 2024 demonstrierten Studenten gegen die Indifferenz ihrer eigenen politische Klasse im Angesicht des israelischen Kriegs gegen die Hamas. Dabei kam es zu Besetzungen von Hörsälen; eine Kommilitonin wurde als „Zionist“ bedrängt, obgleich man sich im Hörsaal ansonsten etwa durch gendersensible Sprache (wie Jaeggi) mit der Sache der Frauenrechte solidarisiert. Vor den Universitätsgebäuden wurden symbolisch rote Hände in die Höhe gestreckt; es interessierte nicht, dass in Paris zeitgleich Davidsterne und rote Hände auftauchten und



als verdeckte Aktion russischer Geheimdienste zur Destabilisierung der französischen Zivilgesellschaft genutzt wurden. Soll der Feind meines Feindes wirklich mein Freund sein? Darf der studentische Kampf gegen Indifferenz neue Differenzen im Sinne alter Muster schaffen – im konkreten Fall Antisemitismus bedienen und Emanzipation zurückdrehen?

Jaeggi würde das gewiss bestreiten; das Problem ist aber, dass ihre „Kritische Theorie“ dergleichen nicht hinreichend im Blick hat, sondern lieber die Wirklichkeit weiterhin schön trennt in Schwarz und Weiß, Fortschritt und Regression. Für sie ist Fortschritt ein „Lernprozess“ und Regression eine „Lernblockade“. Dass die Richtigen (Demokratien) zuweilen (sich selbst) blockieren und die Falschen fleißig dazulernen (Rechtspopulismus), entgeht dabei. Genauso wenig ist es zielführend, sämtliche Steuerungsprobleme moderner Gesellschaften per se als „Probleme zweiter Ordnung“ zu begreifen und Fortschritt als Mittel zu ihrer Lösung anzusetzen. In

Italien hat die postfaschistische Regierung gelernt, dass sie die Gesellschaft zu ihren Zwecken besser steuern kann, wenn die Ministerpräsidentin mehr Macht erhält – und hat prompt eine entsprechende Verfassungsänderung eingeleitet. Das ist aber weder ein Zeichen von Fortschritt („an Möglichkeiten“) noch spricht es für eine Beobachtung zweiter Ordnung, die immer Kontingenz voraussetzt und erhält. Das lehnt Jaeggi jedoch ausdrücklich als „relativistisch“ ab; Kontingenz sei nur ein „Schlagwort“. Nimmt man Jaeggi beim Wort, dann ist Italien leider ein Fall für den „Wandel im Wandel“, gewöhnlicher Fortschritt. Eigentlich ist das ein Unfall, der von ihr leider nicht bedacht wurde. Klar, sie würde das vermutlich nur als einen „regressiven Wandel im Wandel“ deuten, aber nur deshalb, weil sie zum Ende ihres Buchs mit Regression eben doch einen „Rückschritt“ meint.

Überraschend ist das nach der Lektüre eigentlich nicht, weil man dann verstanden hat, dass „Schritt halten“ für Jaeggi bedeutet, Marx wiederzubeleben, ja sogar das Phänomen der sozialen Protestbewegungen wie Luhmann in den 1990ern auf Probleme sozialer Systeme zu beziehen, statt der Welt von heute einen Weg aus ihrer empirischen Blindheit zu weisen – denn wir wissen nicht, wohin wir gehen, weil wir gar nicht wissen, wo wir sind: Es nutzt nichts, Unterstellungen und Werkzeuge aus der Welt von gestern anzulegen; dann weiß man nur, dass heute nicht wie gestern ist. Progressive Zeitdiagnosen brauchen im Sinne des Fortschritts in der Tat „kein Ziel“, sie müssen die Zukunft nicht kennen, aber in der Gegenwart ein Verhältnis zu ihr aufbauen. Das Problem, von dem Jaeggi sagt, dass Gesellschaften es lösen, weil sie kein Ziel haben, ist allerdings weniger, dass wir die Zukunft nicht angemessen gestalten. Das Problem ist, dass wir nicht wissen, von wo wir starten, solange wir keine Zeitdiagnostik zur Verfügung haben, die das Heute im Heute bestimmt, mit Methoden von heute und anhand von Phänomenen von heute. Dazu fehlt auch nach der Neuerscheinung von Jaeggi jeglicher Theorieansatz. Dafür, dass sie an der Fragwürdigkeit unserer Lage arbeitet, wurde sie jedoch mit Recht von der Kritik gefeiert.

Michael Hochschild

Eugen Fink
Oase des Glücks
Gedanken zu einer Ontologie des Spiels
Herausgegeben von Annette Hilt und
Holger Zaborowski

Baden-Baden: Karl Alber Verlag. 2024
190 Seiten
44,00 €
ISBN 978-3-495-99686-7

Der Herausgeberband „Oase des Glücks“ trägt den Titel eines Textes von Eugen Fink, einem Philosophen und Erziehungswissenschaftler aus der Schule Husserls und Heideggers. Die mit 22 Seiten knappe, aber dichte Schrift von Fink ist den darauf bezugnehmenden 15 Deutungen vorangestellt, die sich den Gedanken zu einer „Ontologie des Spiels“, so der Untertitel, nähern wollen.

Der Haupttitel ist etwas irreführend, denn nur kurz geht Fink darauf ein, wie das Spiel als „Oase des Glücks“ zu verstehen ist. Er scheint damit einen Bezug zum damaligen Zeitgeist der Technikkritik herstellen zu wollen, zum „vom Lärm der Maschinen durchtosten Jahrhundert“, in dem das Spiel eine „Oase‘ angekommenen Glücks in der Wüstenei unseres sonstigen Glücksstrebens und tantalischen Suchens“ sei. Nun ist zwar richtig, dass uns das Spiel aus dem Alltag entrückt. „Es bannt, mit anderen Worten, es verzaubert“, wie Johan Huizinga diesen Zustand gefesselter Aufmerksamkeit beschreibt. Fink sagt ähnlich: „Das Spiel entführt uns.“ Also es spendet Freude, aber Glück ist gewiss etwas anderes. Glück wird uns ohne Ernst, ohne Bewährung und gelingendes Leben, auch gegen Widerstände, nicht gegeben. Es entgleitet uns grade dann, wenn wir „tantalisch“ danach suchen. Das galt in einer vom Lärm der Maschinen erfüllten Zeit nicht weniger als in der heutigen, die uns eher mit dem Summen informationstechnischer Systeme umgibt.



Finks Analyse bestimmt im ersten von drei Abschnitten das Spiel zusammen mit Tod, Arbeit, Herrschaft und Liebe als ein existenzielles Grundphänomen. Zwar weist er die Gegenüberstellung von Spiel und Lebensernst ab, sieht aber dann doch, dass Spielen nicht mit aller anderen „Lebensbewegtheit“ zusammenfällt. Diese seien nämlich auf das Endziel der Glückseligkeit hin ausgerichtet, dabei in einer steten Sorge, es zu verfehlen. So sind wir nach Fink „in einem sturzartigen Lebensgefälle befangen, sind wir hingerissen von dem Drang nach Vollendung und Erfüllung unseres fragmentarischen Seins“. Man mag an sich selbst prüfen, ob das dem alltäglichen Gefühl der Lebensbewältigung entspricht. Glück ist kein ferner Endzweck, sondern gibt sich uns mit jedem Lächeln nach helfender Tat oder angesichts eines mühevoll vollbrachten Werks. So aber kann Fink das Spiel als eine „Oase“ abheben, in der das „tantalische“ Glücksstreben zur Ruhe komme, und auf die Sonderrolle des Spiels für die Ontologie hinarbeiten. Darum vor allem geht es ihm nämlich.

Dementsprechend beschränkt sich der zweite Abschnitt zur Strukturanalyse des Spiels auf eine Übersicht über Spielstimmung, Spielgemeinde, Spielregel, Spielzeug und Spielwelt als wesentliche Charakteristika. In der Tiefe hat das bereits Huizinga mit seiner Studie „Homo Ludens“ von 1938 ausgelotet. Fink allerdings sieht darüber hinaus eine „imaginäre Dimension“ in der Spielwelt, in der sich reale Elemente des Spiels und erdachte Figuren, Rollen, Regeln und die vorgestellte Bedeutung eines Spielzeugs, etwa des Stocks als Schwert, der Puppe als Kind, also Wirklichkeit und Schein verbinden. Für Fink liegt im „Seinssinn“ dieser imaginären Dimension ein „dunkles und schweres Problem“.

Diesen „Seinssinn“ aufzuhellen, unternimmt Fink im dritten Abschnitt des Textes. Spielen sei, so schließt er, eine Handlung, die in der Dimension des Scheins, also der bloßen Vorstellung, die er auch immer wieder „magisch“ nennt, den Sinn von Welt und Leben symbolisch vergegenwärtigt. Aber zielstrebig geht er darüber hinaus und fragt nach der Möglichkeit, „vom Spiel aus den Sinn des Seins zu bestimmen“, und endet unter Bezug auf Heraklit und Nietzsche bei der hochspekulativen Annahme, das Spiel könne gleichnishaft als „Weltmetapher“ dienen. Der „Seinsgrund alles Seienden“ sei dann als Spielender zu verstehen und der Mensch als riskierte Spielfigur in diesem Weltspiel. Würde der Mensch diesem „Übermenschlichen“ gerecht, fände er wahrhaft zu sich selbst, wie Fink in Anlehnung an Nietzsche andeutet. Um über die reine Metaphorik hinaus zur Metaphysik zu kommen, wären allerdings viele Fragen zu beantworten. Was etwa ist dieser spielende Seinsgrund, wie hat er das Spiel in Gang gesetzt und wie kommt die Spielregel, die sich nicht selbst erspielen kann, ins Spiel? Schon Schopenhauer hatte die Schwierigkeit zu lösen, wie Ordnung und Gesetz in die Erscheinungen kommen, die sein quasi blind spielender Weltwille hervorbringt. Er behalf sich

mit einer Anleihe bei den platonischen Ideen. Wäre das Spiel „Oase des Glücks“, ließe es sich wohl auch schwerlich als Metapher für eine Welt gebrauchen, in der es vielfältige Übel und Böses gibt.

Im Anschluss an den Text von Fink befragen ihn die Beiträger des Bandes aus philosophischer und erziehungswissenschaftlicher Sicht. Philosophisch wichtig scheint mir vor allem Holger Zaborowskis Hinweis zu sein, dass Finks Versuch, den Nihilismus vom „Durchdenken des Menschenspiels“ aus als eine „in ihm verborgene Chance“ zu begreifen, in sich widersprüchlich ist und scheitern muss. Der erziehungswissenschaftliche Ertrag ist entsprechend der spekulativen Zielsetzung des Textes mager und beschränkt sich auf „Anschlusspunkte“, von denen aus dann weitergedacht wird.

Wer sich für philosophisches Denken in der Linie von Martin Heidegger interessiert, findet in diesem Band einen exemplarischen Text mit ausführlicher Kommentierung.

Hartmut Sommer

Alfred J. Noll
Ewiger Friede oder ewiger Krieg?
Wider die „unvertragsame“ Selbstsucht
der Menschen
Reflexionen zu Immanuel Kant

Wien: bahoe books. 2024
142 Seiten
19,00 €
ISBN 978-3-903478-23-7

Alfred Noll (*1960) ist Professor für öffentliches Recht und Rechtslehre in Wien. Er war von 1987 bis 1989 Mitglied des Nationalrates für die Partei „Jetzt“, die sich für Umverteilung von oben nach unten, eine andere Flüchtlingspolitik, Liberalisierung des Cannabiskonsums und der Sterbehilfe einsetzte, bevor sie sich 2020 auflöste.

Als Hintergrund seiner Auseinandersetzung mit Kants Friedensschrift führt Noll im ersten Kapitel in Kants Konzept der „Transzendentalphilosophie“ ein. Dabei bettet er Kants „Trennung von Natur und Geist“ in die Trends des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein und vergleicht vor allem mit Lessing und Herder.

Das Hauptanliegen des Buches ist die Auseinandersetzung mit Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“, die Noll gerade heute wichtig findet, da „Irrationalität regiert“ (Michael Mann). Noll konfrontiert den Fortschrittsoptimismus der Aufklärung, den Kant teilt, vor allem mit Kritik aus dem politisch linken Spektrum, zusammengefasst durch Jürgen Habermas, der gegen Kants Friedensschrift drei Einwände geltend macht: die Republik sei nicht per se ein Friedensprojekt, der „Handelsgeist“ keine vergemeinschaftende Kraft und politische Öffentlichkeit nicht zwingend ein Weg zur informierten Eigenständigkeit des Einzelnen.

So scheint sich bei allem technischen Fortschritt menschlich Wesentliches nicht verändert zu haben, wie Noll mit Berufung auf Burkhard Tuschling schildert: Wer einer Partei als Verbrecher gilt, wird von der anderen als Held und Märtyrer geehrt; die aktuellen Konflikte im Nahen Osten und der Ukraine funktionieren gerade nach diesem Muster. Dennoch kann



nach Ansicht Nolls Kant auch heute Wege weisen durch seine universalistische Geschichtsauffassung, durch seinen Kampf gegen die Lüge und als Anleitung zur Auslotung der Bedingungen der Möglichkeit humaner Weltgestaltung.

Der Einsatz für die von Kant projektierte Transformation des Naturzustandes in einen Rechtszustand zwischen den Staaten scheint angesichts der realen Konflikte wenig erfolgreich; davon aber – zum Beispiel im Gefühl moralischer Überlegenheit –wegzugehen, bringt den Frieden nicht näher.

Alfred Nolls Buch ist keine ganz einfache Lektüre; vor allem im Kapitel über die Transzendentalphilosophie übertrifft er gelegentlich noch die von Kant eingestandene Komplexität seiner Sprache. Wer sich der Mühe des Lesens unterzieht, kann einiges lernen anhand der Querverbindungen und Gegenüberstellungen, die Noll entfaltet.

Karl Vörckel

Peter Strasser
Ewigkeitsdrang

Wien: Sonderzahl Verlagsgesellschaft. 2024
181 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-85449-646-5

Ein österreichischer Philosoph i.R. veröffentlicht wieder einmal und mit Verve etwas Neues. Doch welch seltsames Buch! Es will beruhigen: „Sei ruhig, unruhiges Herz“ – freilich regt es sich und den Leser auf, ja will so gegen den Zeitgeist kämpfen. Es behauptet religiöse Standards als bedeutsam – und gleichzeitig als un verstehbar; und der Text will bilderstark deren Realität als Erfahrung evozieren und grundlegen, will dem Leser die Augen öffnen. Strasser kombiniert Quietismus und Kritik falscher Verständnismuster. Es ist verwirrend.

Der Autor legt los mit einer Einübung in bescheidenste Verhältnisse: Die seien „immer ziemlich anders und genau gleich“. Dabei kann es nicht bleiben. Jetzt wird ein dialektisches Fliegengitter aufgebaut. Die sokratische kritische Einstellung, bestenfalls um sein eigenes Unwissen zu wissen, sei überhebliche Anmaßung und führe zur Ungenauigkeit. Denn wir könnten alles Verstehbare verstehen, es bliebe aber wegen unserer perspektivischen Beschränktheit notwendigerweise immer ein Rest, generalisiert zum „ontologischen Überschuss“, zu einem Horizont, von dem wir gelegentlich etwas erfahren, den wie aber nicht kennenlernen können. Der Akt, in dem die „Realität“ des ontologischen Restes wahrgenommen – genauer gesagt „geahnt“ – wird, sei ästhetischer Art: Erst nach dem Wegziehen des „Fernrohrs“ modernen Wissenwollens könne die Sehnsuchtsstruktur der Wirklichkeit sich zeigen – doch sie sei nicht Sensation, sondern – die Banalität.



Das ist zunächst wenig rätselhaft und ein bisschen kurz für 180 Seiten. Aufgefüllt wird der Text durch ein Potpourri aus Strassers umfangreichem Themenkatalog. – Unbenannt geht es auch um den Aufruf, die Welt müsse romantisiert werden, hier verbunden mit der Besonderheit, den Gegenstand der Romantisierung in der Welt der kleinen Dinge zu suchen; dies hat den Nebeneffekt, den ursprünglich kritischen Impuls der Romantik selbst zu banalisieren. Hervor tritt der Romantiker als grantelnder Senior in der „kleinen“ Lebenswelt einer österreichischen Kleinstadt.

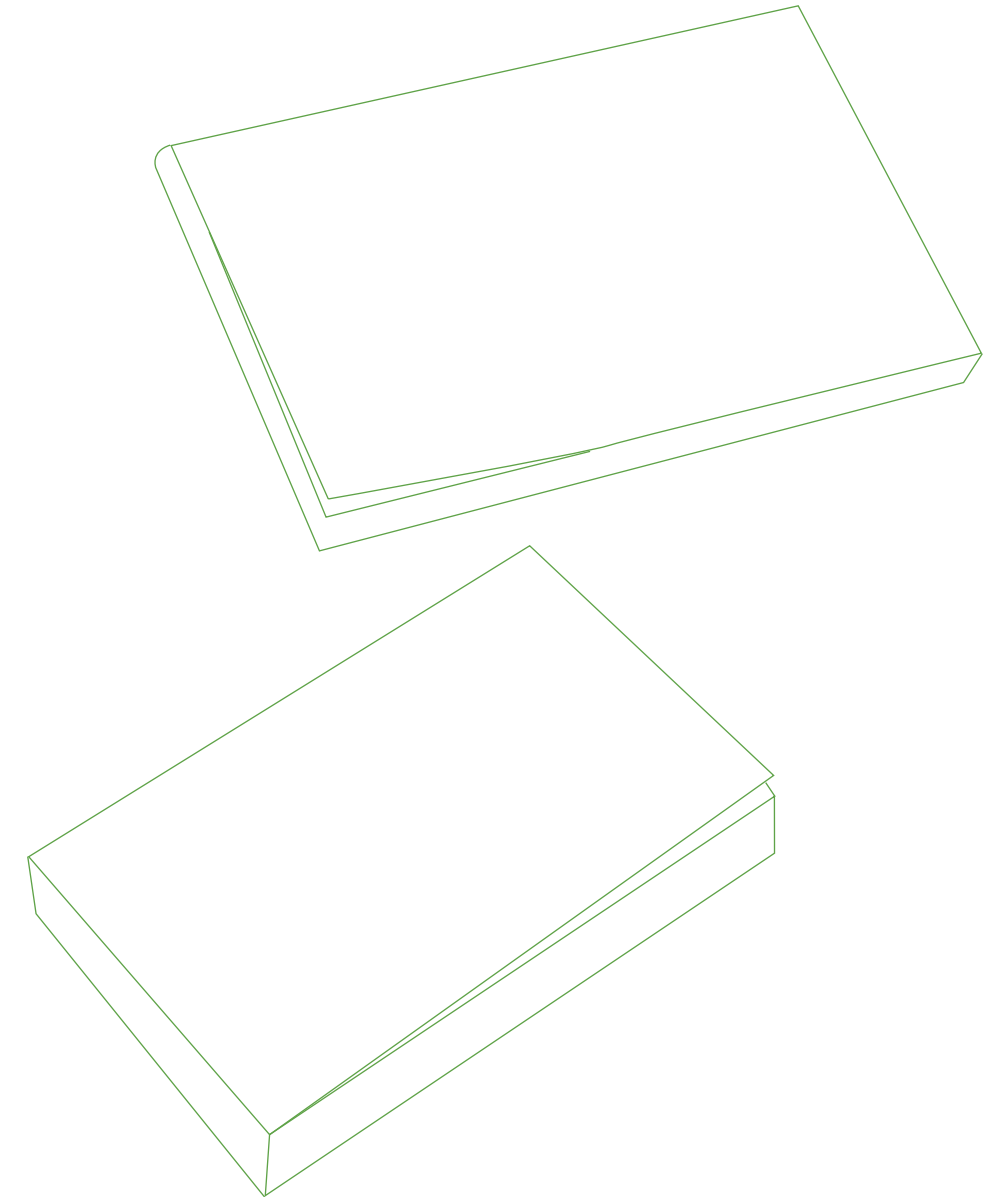
Ergebnis soll der (im Buch nicht näher erläuterte) „Ewigkeitsdrang“ sein. Das Thema „Drang“ ist bekannt etwa durch den Autoren Bloch; dort hängt es zusammen mit der Hoffnung auf Befreiung von geschichtlich gewachsenen Zwängen. Geschichte ist freilich kein Thema in unserem Buch. Was aber drängt hier? Vielleicht das unsichere Verhältnis des Einzelnen zu seiner Lebenswelt? Das würde bedeuten, dass es sich um eine Gegenposition zu allen möglichen Zukunftsvisionen, und damit um eine Gegenposition zu Bloch, um eine entdramatisierte, weniger prophetische, eher weisheitliche Art von Philosophie handelt. Und damit befinden wir uns tatsächlich bei einer zeitgenössischen postmodernen Position: Es geht nicht mehr um Emanzipation und Identität, sondern um Ästhetik.

Und wieder kann eine Falle klicken. Wenn Ewigkeitsdrang nämlich im Format von Ästhetik bearbeitet wird, dann geht es nicht um Ewigkeit, sondern nur noch um eine Art menschenmöglichen Wahrnehmung. Da Menschen aber in ihrer Zeitlichkeit nicht über Erfahrungen mit Ewigkeit verfügen, endete die Diskussion im reinen Wortgeklimper – außer? Außer die zu diskutierende Aktion wäre selbst eine Art Wirklichkeitsvernichtung.

Wie kann eine solche Aktion aussehen? Es geht eben doch um Identität, allerdings im Modus der Ästhetik. Gesucht wird nach einer Aktion, die ganz die meine ist, und nicht absperrt oder Vorgeschiedenes wiedergibt. Zweierlei wäre die Voraussetzung für das Gelingen dieser Aktion: Sie müsste für die ganze Wirklichkeit die Tür offenlassen und ganz bei mir persönlich bleiben, ohne Überraschungen zu fürchten. Wir befänden uns im Reich der armen Spielmänner, der radikalen Entdecker, in Niemandsbuchten, in Paris/Texas. Wir wären unpräventios und überraschbar, latent religiös: banal wir.

Wem kann man dieses Buch empfehlen? Nun, es ist starker Tobak. Die Lektüre fordert den Leser heftig. Für die theologische Ewigkeitsfrage bringt es wenig, für ein geistliches Werk behindern die philosophischen Exkurse, für ein philosophisches die recht strengen Stellungnahmen, im Unterricht kann ich das Werk auch nicht sehen. Begeisterte Leser könnte man eher in gebildeten Seniorenkreisen finden.

Heribert Löbbert



Thomas Meyer
Hannah Arendt
Die Biografie

München: Piper Verlag. 3. Aufl. 2023
521 Seiten m. s-w Abb.
28,00 €
ISBN 978-3-492-05993-0

„Hannah ist der einzige Mensch, den ich habe denken sehen," sagte die amerikanische Schriftstellerin Mary McCarthy in ihrer Totenrede auf Hannah Arendt im Dezember 1975 in New York. Sie erinnerte sich an Arendts Augen, als ob Strahlen der Intelligenz aus ihnen hervorgingen, die aber auch gedankliche Tiefe verbargen. In Hannah, so McCarthy, lag etwas Unergründliches, das sich in den spiegelnden Tiefen dieser Augen zu verbergen schien.

Hannah Arendt erscheint als prägende Figur des letzten Jahrhunderts und steht für vieles: Philosophie, Politik, Menschlichkeit, Freiheit und Verantwortung. Doch Arendt war mehr als nur diese großen Begriffe. Thomas Meyer unternimmt auf gut fünfhundert Seiten den Versuch, das Gesamtbild dieser Denkerin zu verfassen. Wer sich auf seine Darstellung einlässt, begibt sich auf eine lange, aber lohnenswerte Reise.

Der Buchmarkt bietet bereits einige Biografien zu Arendt, darunter die bekannten Werke von Elisabeth Young-Bruehl, Alois Prinz und Wolfram Eilenberger. Meyer ergänzt diese Auswahl mit einer umfassenden Darstellung, die Arendt in ihrer Zeit verortet. Er zeigt, dass es Arendts Denken auszeichnete, immer in der Gegenwart zu bleiben. Damit wird die Denkerin aktuell, nicht weil sich ihre Fragen und Antworten mit denen decken, die unsere Welt nach Corona inmitten von Ukraine- und Gaza-Krieg bestimmen. Arendts lebenslanges Schreiben bezeugt, wie Denken gegenwärtig werden kann. Meyer beginnt daher damit, die jeweilige Gegenwart, die Arendt herausforderte, zu rekonstruieren.



Besondere Aufmerksamkeit widmet die Biografie der Familiengeschichte der Arendts, ihrer Kindheit und Schulzeit in Königsberg und ihren Jahren in Paris. Dort arbeitete die aus Deutschland emigrierte Schriftstellerin für die jüdische Organisation Agriculture et Artisanat, die sich um die Ausreise jüdischer Jugendlichen nach Palästina kümmerte. Arendt betreute die Jugendlichen, bereitete sie auf ihr neues Leben vor und half aktiv bei ihrer Rettung vor der Verfolgung.

Meyers Darstellung überzeugt durch eine kombinierte Vorgehensweise: einerseits eine chronologische Erzählung, andererseits verschiedene Blickpunkte wie den jüdischen, amerikanischen, literarischen, medialen und feministischen Kontext sowie Arendts ambivalente Beziehungen zu Martin Heidegger und Karl Jaspers. Die Biografie spart auch Kritik an Arendt nicht aus, zumal diese wohlüberlegt und präzise formuliert ist.

Deutlich zeichnet die Biografie die einzelnen Entwicklungsphasen in Arendts Denken und Themen nach. In den Figuren von Martin Heidegger und Karl Mannheim, Stellvertreter für Philosophie und Soziologie, wird sichtbar, wie Letztere zunehmend zum Schauplatz von Arendts Denken ab den späten 30er Jahren werden. Die Biografie, die auf umfangreichen Archivrecherchen basiert, enthält zahlreiche Originalzitate und Dokumente. Ein mittig eingefügtes Fotoalbum ergänzt die Darstellung mit Bildern und ironischen Bildbeschreibungen.

Meyer schreibt klar und konzentriert, verliert sich nicht in Details, trotz der Fülle an Informationen. Ein umfangreicher Appendix mit Fußnoten und Personenregister ergänzt das Buch, das handlich und ansprechend gestaltet ist. Meyer zeigt, warum es gerade jetzt wichtig ist, sich intensiv mit Hannah Arendt zu beschäftigen, indem er sie als politische Denkerin der „radikalen Mitte" beschreibt – radikal im Sinne des Festhaltens an den Wurzeln von Menschlichkeit und Freiheit.

Damit wird Arendt nicht nur zu einem Vorbild für ein aufmerksames Nachdenken in der Gegenwart, sondern ihr Lebensweg und ihre vielfältigen Einlassungen sowohl thematisch als auch zwischenmenschlich eröffnen unzählige Resonanzräume. Diese Räume laden dazu ein, die Kunst der Gegenwartigkeit zu entdecken und die Lektionen daraus in das eigene Leben zu integrieren.

Thomas Sojer

Karl-Heinz Kohl
Neun Stämme
Das Erbe der Indigenen
und die Wurzeln der Moderne

München: C.H. Beck Verlag, 2024
312 Seiten
32,00 €
ISBN 978-3-406-81350-4

„Das ist kulturelle Aneignung“ (engl: cultural appropriation) – so tönt es allemal, wenn eine weiße Frau Dreadlocks trägt oder weiße Musiker Jazz oder Blues spielen, Gospel singen. Miles Davis hat angeblich weißem Publikum immer den Rücken zugekehrt und erst sehr spät überhaupt mit Weißen gemeinsam musiziert. Ganz schlimme Aneigner sind auch Elvis und die Beatles.

Der Begriff hat natürlich seinen guten Grund: Immer wieder wurden von Schwarzen entwickelte Musik und andere Kunst, Bildtraditionen und Kulturleistungen indigener Personen oder Völker von Weißen nachgeahmt oder „weiterentwickelt“ – und plötzlich waren die Urheber (samt ihrer Urheberrechte) unsichtbar geworden. Der diesjährige Träger des Sigmund-Freud-Preises und langjährige Leiter des Frankfurter Frobenius-Institutes für kulturanthropologische Forschung, Karl-Heinz Kohl, ist sich all dieser Fakten bewusst, er weiß um die dunklen Wurzeln seines Faches Ethnologie (Völkerkunde) in Rassismus und Kolonialismus. Aber er entwickelt in diesem Band ungemein kundig und belesen ein Gegenmodell zum pauschalen postkolonialen Vorwurf der kulturellen Aneignung, ohne großes Aufheben darum zu machen: „Anverwandlung“ nennt er das, was zwischen „Entdecken“ und „Entdeckten“, Eroberern und Eroberten teilweise bis heute geschieht, und zwar wechselseitig.



Der Buchtitel „Neun Stämme“ knüpft an die 12 Stämme Israel an, von denen ja mindestens der eine verlorene Stamm angeblich in den heutigen USA wiedergefunden wurde – nicht wenige Freikirchen, vor allem aber die Mormonen, fußen in ihrer Theologie auf dieser Vorstellung. Zugleich spielt der Titel mit der in der Ethnologie eigentlich inzwischen verpönten Begrifflichkeit indigener „Stämme“, während der analoge englische Begriff „Tribe“ bei uns als „Tribalismus“ unverdächtig erscheint. Der konservative Ethnologe provoziert hier und an anderer Stelle, etwa, wenn er den Begriff „Indianer“ selbstverständlich benutzt, da ja im Deutschen die Unterscheidung zwischen „Inder“ und „Indianer“ problemlos möglich sei. Dass es sich dennoch um eine koloniale Fremdzuschreibung handelt, fällt dabei unter den Tisch. Solcherlei Kritikpunkte tun aber der Genauigkeit der historischen Aufarbeitung wechselseitiger Anverwandlungen keinen Abbruch.

Auf jeweils 20 bis 30 Seiten werden sie haarklein rekonstruiert. Etwa die Rolle, die die Selbstbezeichnung „Kannibalen“ oder Anthropophagen für die Tupinambá in der brasilianischen Moderne spielte – auch hier provoziert Kohl, indem er gegen den aktuellen Mainstream die tatsächliche Existenz von „Menschenfressern“ für wahrscheinlich hält (15-34). Dass die Palau auf Tahiti eine wesentliche Rolle für den deutschen Expressionismus gespielt haben, ist ja weithin bekannt, aber dass der Stämmebund der nordamerikanischen Irokesen Wesentliches zur US-Amerikanischen Verfassung beigetragen hat – alle Väter dieser Verfassung von Washington bis Jefferson hatten enge, teilweise verwandtschaftliche Kontakte zu Irokesen – wissen doch nur wenige (35-54).

Die eigene Zunft wird nicht geschont, etwa wenn das ethnologische Schlüsselwerk des 20. Jahrhunderts, Ruth Benedicts „Pattern of Culture“ (1934), als völlig verfehlte, ja denunziatorische Darstellung der verschwenderischen Potlach-Tradition der nordwestamerikanischen Kwakwa’wakw sichtbar wird. Ganz anders Marcel Mauss’ Rezeption, die hier eine Alternative zum Kapitalismus erkennt und dessen deskriptive Arbeit bis in Kunst und Psychoanalyse (Picasso, Freud), surrealistische Konzepte (A. Breton, M. Ernst, G. Bataille), die amerikanische Avantgarde (J. Pollock, M. Rothko, B. Newman), strukturalistische Debatten (C. Levi-Strauss, M. Foucault) und den jüngeren Poststrukturalismus (G. Deleuze, J. Derrida) wirkte. In diesem Kapitel wird Kohls These vielleicht am sichtbarsten: keine Moderne und Postmoderne ohne Anleihen bei indigenen Konzepten, gerade weil sie als das große „Andere“ der westlichen Zivilisation erkannt und gewürdigt wurden (139-174).

Die ebenso differenzierten und (er)kenntnisreichen Ausführungen zu den Aranda Zentralaustralien und ihrem Platz in den Ursprungsnarrativen von Kulturgeschichte, Soziologie und Psychoanalyse (55-86), den Bororo des brasilianischen Sertão (Menschen, die rote Aras sind) (87-108), Schlangentänzen, Kunst der Avantgarde und Prophezeiungen vom Ende der Welt (Im Land der Hopi) (175-206), Samoa, dem Papalagi und dem Ende der sexuellen Repression (207-232) und den Dogon von Mali: Geschichten einer Obsession (233-259) sind allesamt lesenswert, sprengen aber den Rahmen dieser Rezension.

Dass Kohl den lesenswerten Band, den man als Summe seines reichen Werkes lesen kann, mit einem fast 40-seitigen Fußnotenapparat unterlegt und die Orientierung mit einem Namens- und Sachregister erschließt, ist außerdem positiv zu erwähnen.

Joachim Valentin

Julian Nida-Rümelin

„Cancel Culture“

Ende der Aufklärung?

Ein Plädoyer für eigenständiges Denken

München: Piper. 2023

186 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-492-07179-6

„Sehen wir im anderen den Feind oder den Bürger der Demokratie?“ (139): Dies ist nach Julian Nida-Rümelin die grundlegende Frage, welcher wir uns heute stellen sollten – jenseits der Debatte darüber, was Cancel Culture im Einzelnen ist und ob es tatsächlich ein besorgniserregendes Phänomen unserer Demokratien darstellt. Um es vorwegzunehmen: Dass sie praktiziert wird, und das nicht erst seit kurzem, belegt eine „kleine Kasuistik“ von 48 typischen Beispielen seit 1351 v. Chr. (sic!), die Nathalie Weidenfeld am Ende der Abhandlung zusammengestellt hat (155-171). Dabei handelt es sich um „Eskalationsstufen“ von Fällen, in denen Meinungen verboten, Personen vom Diskurs ausgeschlossen oder sogar deren sozialer bzw. physischer Tod herbeigeführt wurden (155). Hexenverfolgung ist dabei etwa eine historische Fallgruppe, aber auch der Fall Galileo Galilei (46-48): Dessen Theorie musste an ihrer Verbreitung gehindert werden, da sie das kirchlich vertretene Weltbild erschütterte, das die damals herrschende politisch-soziale Ordnung gewährte (49). Doch seien diese Konflikte mit der Realisierung der Moderne keineswegs beigelegt, wie der Verfasser am Fall der Verteidigung der Freiheit der Wissenschaft ausführt: Musste diese in der Nach-68er Zeit von konservativer Seite von deren politischer Vereinnahmung geschützt werden, war es das linke Spektrum, das in den 90er und 2000er Jahren diese vor „ökonomischer Instrumentalisierung“ bewahrte (50). Darüber hinaus hat sich der Vorwurf der Cancel Culture vor allem in politisch links angesiedelten Programmen von politically correct bis woke verbreitet, in deren Namen würden konservative Positionen unterdrückt bzw. salonunfähig gemacht. Nida-Rümelin steigt nicht im Einzelnen in diese spezifische Debatte ein, indem er Cancel Culture nicht als das eigentliche Problem unserer Demokratie begreift, wohl aber als ein ernst



zu nehmendes Phänomen, das zur Verschärfung der tatsächlichen Gefahr beitrage, die in den rechtspopulistischen Kräften liege (10-11). Zivilkultur und öffentlicher Vernunftgebrauch werden dabei von Anfang an als unverzichtbare Voraussetzungen für die Demokratie ausgemacht.

Diese Voraussetzungen sind jedoch keineswegs selbstverständlich: Dies zeigt bereits ein kurssorischer Blick auf die Tradition abendländischer Philosophie, die seit Platon und Aristoteles über Rousseau und Kant bis hin zu John Rawls schrittweise das Bewusstsein für die Bedeutung des kritischen Vernunftgebrauchs für die Realisierung gesellschaftlicher Freiheit und politischer Partizipation herausgearbeitet hat. Die Elimination politischer Gegner bzw. Formen der Diffamierung und Diskreditierung, die zum sozialen Ausschluss von Personen führen sollten, wurden deswegen nach und nach durch die Einsicht abgelöst, dass „wohlbegründetes

Wissen die Voraussetzung für ein gutes Leben in der Polis ist“ (53). Überzeugungen sind, wie der Verfasser anhand einiger praxisnaher Beispiele aufzeigt, durch „epistemische Gründe“ ausgezeichnet (58). Der springende Punkt zur Analyse von Cancel Culture findet er dann im Übergang zu den handlungsleitenden „praktischen Gründen“: Diese erlangten eigenständige Bedeutung erst mit der Aufklärung und der Überwindung einer impliziten Annahme des Vernunftgebrauchs von Platon bis Rousseau, nämlich dessen Abhängigkeit von der Idee einer kulturellen Homogenität (16-24). Formen von klerikaler Gewalt bzw. in der Neuzeit deren Ersetzung durch absolute politische Gewalt – in den Formen von Hobbes oder Rousseau – sind diesbezüglich Gegenbewegungen, welche die Auflösung dieser kulturellen Homogenität zu verhindern suchten: Dadurch wurden sie zu emblematischen Orten der Cancel Culture, die widerständige Positionen um der Aufrechterhaltung des Gemeinwesens willen auszumerzen suchte (24-30).

Es war erst Kant, der die unantastbare, d. h. nicht verrechenbare Menschenwürde begrifflich auf den Punkt brachte und sie politisch-kulturell vor allem als Grundlage der rechtlichen Ordnung zum zentralen Bezug unserer Gesellschaft machte (38-39). Das Unparteilichkeitskriterium starken moralischen bzw. religiösen Optionen gegenüber wurde schließlich von John Rawls’ Gerechtigkeitstheorie in den politischen Diskurs eingebracht (42-43). Wird Freiheit demnach als individuelle Realisierung der Menschenwürde in Unparteilichkeit gegenüber den singulären Weltanschauungen verstanden, dann wird deutlich, wie Nida-Rümelin die Realisierung von Freiheit in modernen Gesellschaften versteht, und zwar als „Gegenmodell zu den Praktiken der Cancel Culture [...] nicht [als] die große Harmonie, die concordia klerikaler oder auch konfuzianischer Prägung, auch nicht [als] die platonische sophrosyne, die Tugend der Besonnenheit, sondern [als] die aufklärerisch gestimmte Kritik“ (14).

Ist es „das Ziel der Praktiker von Cancel Culture unterschiedlichster Provenienz, eine spezifische Normalität, die sie wünschen, zu erzwingen“ (80), und „etwas zu fixieren, was sich nicht fixieren lässt“ (83), dann wird gerade hier das freiheitsgefährdende Potential deutlich, insofern der Fluss der kritischen Vernunft unterbrochen wird, die sich in der Demokratie in der Fähigkeit äußert, Überzeugungen zu begründen und abzuwägen (90): Demokratie besagt nämlich nicht Repräsentation von Interessen, sondern die Fähigkeit, vom eigenen Standpunkt abzusehen (105). Dass dies auch in den Wissenschaften keine selbstverständliche Kultur ist, stellt der Verfasser durch einen kritischen Blick darauf heraus, wie auch in diesen Dissens unterdrückt wird – was sich etwa in der Verzögerung des Nobelpreises für Einstein ausdrückte – und Außenseitermeinungen marginalisiert werden (67-69). Dadurch sei der moderne Rationalismus – der sich als „anfällig für dogmatische und ideologische Umformungen“ erwies (64) – zum Szientismus mutiert, welcher sich weder auf den alltäglichen Sprachgebrauch (Wittgenstein) noch auf die Lebenswelt (Husserl) als der Wissenschaft vorausgehende Dimensionen bezieht. Mit anderen Worten: Auch die Meinung wissenschaftlicher Experten und Spezialisten darf nicht den demokratischen Diskurs unterbrechen und den demokratischen Prozess an sich reißen (107).

Der Verfasser ruft dem Leser deutlich ins Bewusstsein, dass der öffentliche Vernunftgebrauch voraussetzungsreich ist: Wenn man Diskurse führt und sich als Bürger auf die demokratischen Grundregeln beruft, dann nimmt man automatisch – ohne dass dies eigens begründet werden müsste – auf universale Voraussetzungen der Vernunft Bezug: Nach Habermas muss der Diskurs vor allem dem Kriterium der Wahrhaftigkeit (jeder kommuniziert das, von dem er überzeugt ist, und simuliert nicht, indem er die Lüge instrumentalisiert) entsprechen und sich so weit wie möglich an das Ideal der Herrschaftsfreiheit (jeder hat die gleiche Möglichkeit, sich am Diskurs zu beteiligen) annähern (97 und 102). Erkennt man dies nicht an, dann nimmt man die Wahrheit nur für sich selbst in Anspruch: „Man kann mit der Wahrheit lügen“ (98; auch 117) bzw. die Wahrheit selbst karikieren oder gar verspotten (102). Das Wissen, was der Fall ist, ist die Basis einer jeden Demokratie (111), und in dessen Diskreditierung durch die Cancel Culture liegt das Motiv, weswegen sie demokratiezersetzend ist. Das stete Nachfragen nach dem „cui bono“, d. h. die Rückführung politischer Argumente auf individuelle Nützlichkeiten, ist Anzeichen einer Kultur, die nicht mehr – durch die entgegengesetzten Meinungen hindurch – um die Wahrheit ringt (111). Doch „[o]hne den öffentlichen Vernunftgebrauch und eine vitale Zivilkultur, die diesen trägt, kann die Demokratie der Staats- und Gesellschaftsform nicht bestehen“ (109).

Eine „besonders wirksame Form von Cancel Culture“ ist das Deplatforming bzw. das Entfernen von Meinungen oder Personen von Plattformen, indem man sie diffamiert und diskreditiert (121). Aufgeklärte Vernunft verbietet es, mit diesen Methoden unliebsame Meinungen zu bannen, es sei denn, es geht um „[r]echtswidrige Aktivitäten, zum Beispiel Beleidigungen, Aufstachelung zum Völkerrass, Leugnung des Holocausts, Anstiftung zu Straftaten wie Terrorakten“ (126). Aus diesem Grund ist Nida-Rümelin besorgt um das Ansteigen des Deplatforming und fragt, ob uns die Fähigkeit abhandenkommt, „Differenzen aushalten und mit ihnen zivil umgehen“ zu können (128). Natürlich besteht ein „legitimes Interesse“, dass einige Meinungen nicht geäußert werden, nur hat die demokratische Gesellschaft für deren Bekämpfung keinen anderen Ort als den „Raum der Gründe“ (130): Demokratie ist das Vertrauen in die Urteilskraft der Bürger und Bürgerinnen (134). Besteht aber nicht genau hier die immanente Schwäche der aufklärerischen Vernunft, die prinzipiell auch ihre Feinde als Gesprächspartner ernst nimmt? Ist es ihre offene Flanke, dass sie aufgrund ihres Vertrauens auf die Stärke des besseren Arguments sich nicht auf die Ebene der Praktiken des Cancellns hinabgeben kann, insofern sie sich sonst selbst verraten würde?

Was zu ihrer Schwäche beiträgt, ist zweifelsohne der Befund, dass „[v]on der Herausbildung eines global geteilten normativen Grundverständnisses die Welt heute weiter entfernt [ist] als je zuvor seit dem Zweiten Weltkrieg“ (151-152). Denn es sind nicht die Institutionen und korrekten Prozeduren wie Wahlen, welche Demokratie im Kern ausmachen – so sehr sie unersetzbar sind –, sondern die „Bereitschaft, sich dem Austausch von Gründen pro und kontra zu stellen, die jeweiligen politischen Vorhaben der öffentlichen Kritik auszusetzen, auf Einwände einzugehen und darauf zu achten, dass die Prinzipien gleicher Freiheit gewahrt bleiben, oder [...] politische Gerechtigkeit zu sichern“ (87), wobei gleichzeitig „Widersprüche und Konflikte aus[gehalten]“ werden (90). Aus diesem Grund sind verstärkte Anstrengungen notwendig, so Nida-Rümelin, die Kultur der aufgeklärten öffentlichen Vernunft zu pflegen und in sie zu investieren, um die Toleranz der Gesellschaft – das Aushalten von Differenz – als wichtigste Voraussetzung der Demokratie aufrechtzuerhalten (128). Dazu kann die aristotelische *phronesis*, „die auf Lebenserfahrung beruhende Klugheit“, auch heute noch einen fundamentalen Beitrag leisten (134). Die einzige Möglichkeit, die Freiheit in der polarisierten Gesellschaft zu verteidigen, ist also, auf eine dialogische und inklusive Demokratie und in diesem Sinn auf die bleibende Aktualität des Projektes der Aufklärung zu setzen. In Zeiten, in denen nicht nur polarisierende Interessen sich der Macht der neuen Technologien bemächtigen, um die freiheitlichen Gesellschaften zu instrumentalisieren, sondern viele Bürger mit scheinbar effizienteren Formen des Autoritarismus liebäugeln, kann man Julian Nida-Rümelin für dieses Plädoyer für die öffentlich-kritische Vernunft nicht dankbar genug sein.

Markus Krienke



Martin Hailer / Andreas Kubik / Matthias Otte / Mirjam Schambeck sf / Bernd Schröder / Helmut Schwier (Hg.)

Religionslehrer:in im 21. Jahrhundert
Transformationsprozesse in Beruf und theologisch-religionspädagogischer Bildung in Studium, Referendariat und Fortbildung

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2023

689 Seiten

48,00 €

ISBN: 978-3-374-07456-3

Die Entkirchlichung und Entchristlichung Mitteleuropas kann nicht ohne Konsequenzen für den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen bleiben. Vieles an der gegenwärtigen religionspädagogischen, in Teilen auch zivilgesellschaftlichen Diskussion über die Zukunft des Faches ähnelt Überlegungen und Frontstellungen der 1970er Jahre, als es den Kirchen sowie der universitären Religionspädagogik schlussendlich gelungen ist, den RU neu zu begründen und zu stabilisieren. Gegenwärtig stehen v. a. organisatorische Änderungen im Blickpunkt, also die flächendeckende Einführung des konfessionell-kooperativen oder des christlichen RU in Niedersachsen. Im Kern wird hier administrativ allerdings lediglich nachgeholt, was in den Schulen schon längst vorlaufende Praxis ist.

Dass die Organisationsfrage aufs Ganze gesehen jedoch nur einen Teilbereich der anzugehenden Probleme darstellt und mit Blick auf die Gesamtsituation des Faches ohnehin von nachrangiger Bedeutung ist, zeigte eindrucksvoll die Heidelberger Konsultation „Religionslehrer:in im 21. Jahrhundert“ im Frühherbst 2022, deren Voten jetzt in gedruckter Form vorliegen. Die von protestantischen und katholischen Fakultätentagen gemeinsam initiierte Veranstaltung sowie der Sammelband führten bzw. führen Perspektiven und Überlegungen in operativer Absicht zusammen, die bislang verstreut, manchmal auch nur hinter vorgehaltener Hand die Einzeldebatten bestimmt haben.



Im Kern geht es um die Subjekte des Religionsunterrichts, allerdings nicht um die Schülerinnen und Schüler, sondern um die zukünftig Lehrenden und deren Verortung in theologisch-fachlichen, fachdidaktisch-kommunikativen sowie religiös-kirchlichen Kontexten. Dass die Studierenden seit vielen Jahren andere Skills in das Studium, das Referendariat und die Schule einbringen als die Altersgenossen im letzten Jahrtausend, ist als Erkenntnis nicht neu. Viele Fertigkeiten sind dabei höchst bedeutsam; erinnert sei nur an die Kompetenzen im digitalen Bereich. Gleichwohl werden in dem Sammelband behutsam „Defizite“ zur Sprache gebracht: eine häufig nur rudimentäre Vertrautheit mit christlicher Praxis, eine extrinsische Motivation, zuweilen auch fehlende intellektuelle Kapazitäten. Diese „problematischen Erscheinungen“ stehen gestiegenen Anforderungen an den Lehrberuf im Allgemeinen und den Religionslehrer-Beruf im Besonderen gegenüber. Nach Ansicht der im Tagungsband zu Wort Kommenden sind für alle drei Bildungsphasen (Studium – Seminarausbildung – Fortbildung) freilich noch keine adäquaten und flächendeckenden Konsequenzen aus der insgesamt veränderten Konstellation gezogen worden. Die Voten der Heidelberg-Tagung enthalten deshalb allerlei Reformvorschläge, deren Verwirklichung allerdings nur zum Teil im Befugnisbereich der Fordernden liegen.

Der erste Abschnitt des Sammelbands stellt modellartig Professionstheorien vor, die auch jenseits der Religionspädagogik diskutiert werden. Insbesondere das COACTIV-Modell sticht heraus, da es transparent die zu bespielenden Kompetenzfelder vorstellt und damit einer handhabbaren und fachlich grundierten Theorie-Praxis-Verzahnung entgegenkommt.

Der Reform des Theologiestudiums ist der zweite Block der Beiträge gewidmet. Als Nucleus scheint sich ein Konsens dahingehend abzuzeichnen, dass Studierende Assistenz bräuchten in der Herausbildung einer je eigenen Theologie als organisierendes Prinzip des Lernens und Ordners von Kenntnissen. Die intellektuell-fachliche und die intellektuell-persönliche Bearbeitung von Herausforderungen beinhaltet damit genau das, was niedrigschwelliger mit den Schülerinnen und Schülern geleistet werden soll. Damit ist ein Bogen geschlagen zu der in jüngster Zeit erneut aufgekommenen Debatte um die „Positionalität“ von Lehrkräften und zu dem ebenfalls nicht neuen Vorwurf an die Universitäten, sie bereiteten die Studierenden nur mangelhaft auf die Anforderungen in der Schulpraxis vor. Diese Diskussionsstränge sind implizit in allen Debattenbeiträgen gegenwärtig. Daneben wird die heikle „Auslesediskussion“ aufgegriffen, die als „Berufseignungsabklärung“ firmiert und Universitäten sowie Studien-seminare mehr oder weniger intensiv beschäftigt.

Überlegungen zu schulformen- und schulstufen-spezifischen Herausforderungen mit ihren je eigenen Praxislogiken sowie bundesländerspezifische Organisationsfragen bestimmen einen Teil des dritten Abschnitts. Dass der RU in der Oberstufe eines von Bildungsbürgern favorisierten Gymnasiums andere Fertigkeiten einfordert als eine sich inklusiv verstehende Brennpunktschule, bedarf keinerlei Ausführungen. Deutlich wird aber: Die Religionslehrkraft gibt es nicht, Professionalisierung ist höchst kontextgebunden. Und nicht alles, was an schulform-bezogenen Herausforderungen wartet, wird in der ersten und zweiten Phase zufriedenstellend bearbeitet werden können.

Interessant, informativ, aber nur bedingt von praktischem Interesse sind die Darstellungen zur Bildung nichtchristlicher und orthodoxer Lehrkräfte sowie die Situationsskizzen für ausgewählte Staaten Europas. Wer die Berichte aus den Nachbarländern studiert, wird die vergleichsweise organisatorische Übersichtlichkeit in Deutschland und die Option, das konfessorische Profil starkmachen zu können, zu schätzen wissen.

Wie schwierig es ist, eine inhaltliche Neuausrichtung des Lehramtsstudiums vorzunehmen, wird im vierten großen Abschnitt des Bandes deutlich: Was muss bleiben, was muss modifiziert werden und was kann weg? Während beispielsweise die Frage der Sprachen-Voraussetzungen Jahrzehnte alt ist, hätte vor nicht langer Zeit die Forderung, das Studium an Lehrplänen der Schulen bzw. Länder auszurichten, Kopfschütteln hervorgerufen. Es ist gut, dass die Autoren entsprechende Ansinnen zurückweisen. Deutlich wird aber: Die sich aufstapelnden Herausforderungen sind in den vergleichsweise wenigen Jahren, die für Studium und Referendariat vorgesehen sind, nicht zu bearbeiten.

Die abschließenden Tagungsrückblicke machen noch einmal deutlich, dass der Religionslehrer-Beruf deutlicher als bisher als eigene spezifische Profession anerkannt werden muss und dass insbesondere die Universitäten hier einen wesentlichen und deutlicheren Beitrag als in der Vergangenheit zu leisten haben.

Der Tagungsband ist ein echter Gewinn für diejenigen, die in unterschiedlichen Kontexten und in unterschiedlicher Verantwortung mit der Bildung von Lehrkräften befasst sind. Angetan ist der Rezensent vom Optimismus der Artikel, den er selber mit Blick auf die Entwicklung des Faches in den Schulen nicht teilen kann.

Günter Nagel

Niklas Günter / Annika Möller / Sönke Zankel
Religionsdidaktik konkret
7 x 7 Fragen zur Praxis des RU
utb 6199

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag. 2024
49 Karten DIN A5
22,00 €
ISBN 978-3-8252-6199-3

Wer die obigen Angaben nicht genau genug gelesen hat, sei noch einmal darauf vergewiesen – diese Rezension stellt kein Buch, sondern 49 Karten vor. Allerdings, dies darf vorab schon gesagt werden: Kartenlektüre kann lohnend sein. Die Autorengruppe hat nämlich ein spannendes Werk erstellt, dass sich sieben Bereichen des Religionsunterrichts widmet und dabei den Fokus insgesamt sehr deutlich auf die Unterrichtspraxis setzt.

Folgende sieben sogenannte Blickwinkel werden beleuchtet: 1) Konzeptionelles und Grundsätzliches, 2) Rechtsgrundlagen, 3) Unterrichtsvorbereitung, 4) Praxis, 5) Schülerinnen und Schüler, 6) Religionslehrkraft und 7) Herausforderungen. Zu jedem Bereich gibt es dann 7 Fragen, sodass sich der Titel „7 x 7“ entsprechend erklärt.

Die Fragen haben grundsätzlichen Charakter wie „Warum sollte heute überhaupt noch Religion unterrichtet werden?“ und umfassen altbekannte Gedanken wie „Darf ich mit meinen Schülerinnen und Schülern im Unterricht beten?“, didaktische Elemente wie „Kompetenzen oder Themen bzw. Inhalte – woran soll ich mich orientieren?“, Hilfestellungen gemäß „Welche Methoden können Lernende im Religionsunterricht wirklich ansprechen?“ über herausfordernde Elemente etwa „Wie gehe ich mit (religiös) wenig toleranten Schülerinnen und Schülern um?“ bis zu zeitgenössischen Chancen und Problemen: „Ist digital besser? – Wie viel ‚Digitalität‘ in der Gestalt von Tools oder Programmen passt in oder zum Religionsunterricht?“



Die Karten sind alle gleich aufgebaut: Auf der Front findet sich die Hauptfrage, zudem gibt es drei zusätzliche Fragen zum Weiterdenken. Knappe Erläuterungen der Autorenschaft finden sich auf der Rückseite, sodass ein Vergleich mit den eigenen Gedanken und Ausführungen stattfinden kann. Zu loben ist die optische Struktur; je sieben Karten haben entsprechend dem zugeordneten Blickwinkel eine Farbe, sodass eine klare Orientierung gegeben ist und nach der Durchmischung schnell wieder Ordnung hergestellt werden kann.

Der Rezensent hat die Karten mit einer Gruppe von Referendarinnen und Referendaren der Fächer evangelische und katholische Religion gemeinsam erprobt. Es fanden intensive Gespräche statt, der Austausch war fruchtbar und die Hilfsfragen führten teils zu Exkursen, die zuvor nicht antizipiert worden waren. In der Natur der Sache liegt dabei die Einschränkung, dass bei einer großen Zielgruppe manche Fragen wie beispielsweise zur Verankerung des Religionsunterrichts im Grundgesetz keine neuen Erkenntnisse hervorrufen. Bei anderen Fragen, wie beispielsweise der zukünftigen Weiterentwicklung und der Perspektive des Religionsunterrichts treffen, durchaus unterschiedliche Vorstellungen aufeinander. Des Weiteren lag der Gewinn der Erprobung darin, sich mit Fragen auseinanderzusetzen, die man sich sonst vielleicht nicht gestellt hätte.

Hans Mendl (Hg.)

**Religion erleben: Praxisband Sekundarstufe
Unterrichtsbeispiele – Analysen – Materialien**

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2024

314 Seiten m. farb. Abb.

32,00 Euro

ISBN 978-3-7867-3331-7

So lassen sich einzelne Karten sicherlich gut mit Kursen der höheren Sekundarstufe I und/oder der Oberstufe nutzen, um die Rolle von Staat, Kirche und eben auch Religionsunterricht zu diskutieren. Weitere Einsatzmöglichkeiten sind Fachkonferenzen, Studientage und das Selbststudium. Dabei müssen die Karten nicht mathematisch streng gemäß „7 x 7“ abgearbeitet, sondern es können einzelne Blickwinkel – je nach Anlass und Muße – herausgenommen werden.

Es wäre wünschenswert, wenn die Kartenlektüre für viele weitere Einzelpersonen und Gruppen neue Impulse liefern würde.

Daniel Lomp

Darf ich mit Schülerinnen und Schülern in der Unterrichtseinheit „Rede von und mit Gott“ das Credo beten? Können im Religionsunterricht (RU) Psalmen rezitiert, Moscheen besucht und Klassengottesdienste gestaltet werden? Oder ist dies für einen zeitgemäßen und ansprechenden Religionsunterricht nicht sogar geboten, um Schülerinnen und Schülern einen authentischen Einblick sowohl in die eigene Konfession als auch in andere Religionen zu vermitteln?

Hans Mendl, Herausgeber dieser Beitragssammlung, nimmt in dieser Debatte einen ebenso eindeutigen wie differenzierten Standpunkt ein, den er im Vorwort und in der Einführung zu dem Sammelband plausibel entfaltet: Zum einen betont er ebenso wie bereits im ersten Band von „Religion erleben: Praxisband. Grundschule“ auch in seinem zweiten Band, der sich an Unterrichtende in der Sekundarstufe wendet, die zentrale Bedeutung des Performativen bei der Gestaltung von RU. Dieser sei notwendig, damit die Schülerinnen und Schüler Glaubensfragen und -inhalte durch kreative, interaktive und handlungsorientierte Lernarrangements – wie der Titel schon sagt – im wahrsten Sinne des Wortes erleben können. Zum anderen legt Mendl genaue Vorgaben dafür fest, wie ein performativer RU in der Praxis gewinnbringend wie verantwortungsvoll gestaltet werden müsse – etwa durch die Betonung des Einladungscharakters entsprechender Lernarrangements zur Vermeidung einer möglichen Vereinnahmung.



Die im Hauptteil aufgeführten Beiträge aus der Praxis tragen diesen Grundgedanken allesamt Rechnung und werden von Mendl jeweils prägnant eingeleitet und theoretisch im Sinne des performativen Ansatzes fundiert. Unterteilt in sechs aussagekräftige Oberkategorien wie „Religion unterwegs“ oder „Kirchenjahr“ wird dem Lesenden ein schneller Überblick über die vorgestellten Lernarrangements und Projekte ermöglicht. Der sich wiederholende Aufbau der Beiträge, die Unterrichtsbeispiele verschiedener Schulen und Schulformen bündeln, umfasst eine kurze Einführung, die konkrete Durchführung sowie die Reflexion und trägt so zu einer klaren Strukturierung und inhaltlichen Fokussierung der Unterrichtsbeispiele und Projekte bei. Positiv sind in diesem Zusammenhang auch die zu jedem Beitrag digital zur Verfügung gestellten Unterrichtsmaterialien hervorzuheben, die zur Erprobung und Weiterentwicklung im eigenen Unterricht einladen. Somit bietet dieser Sammelband gerade für Berufseinsteiger eine Vielzahl motivierender Anregungen und Ideen für die eigene Unterrichtsgestaltung.

Allerdings werden die vorgestellten Praxisbeispiele dem von Mendl eingangs so provokant formulierten „Aufforderungscharakter“ des Buchprojektes, nämlich Rückmeldung oder gar Anfechtung hervorzurufen, nur teilweise gerecht. Denn während einige Beiträge durchaus interessante Anregungen beinhalten, etwa das Projekt einer regelmäßig stattfindenden „Stille Pause“ (Martina Bradl), erscheinen andere – wie z.B. der Besuch eines Klosters (Doris Ziniel) – trotz performativer Interpretation insgesamt wenig innovativ. Wieder andere setzen zwar durchaus anregende, über die wöchentliche Religionsstunde hinausgehende Impulse, erweisen sich jedoch gerade dadurch als zu zeitaufwendig für den regulären Schulbetrieb und sind damit nur bedingt umsetzbar, wie das Projekt „Charity Walk“ (Kathrin Leibold).

Abschließend lässt sich festhalten, dass die Relevanz performativen Lernens als wertvolle und sinnvolle Bereicherung eines zukunftsfähigen Unterrichts generell nicht zu unterschätzen ist. In besonderer Weise gilt dies im Hinblick auf den christlichen Religionsunterricht (CRU), der ab dem Schuljahr 2025/26 in Niedersachsen den konfessionellen sowie den konfessionell-kooperativen RU ablöst, auch wenn der Herausgeber in diesem Sammelband auf diesen neuartigen RU und seine anstehenden Herausforderungen (noch) nicht explizit eingeht.

Karolin Teschner

Tanja Gojny / Susanne Schwarz / Ulrike Witten (Hg.)
Wie kommt der Religionsunterricht zu seinen Inhalten? Erkundungen zwischen Fridays for Future, Abraham und Sühnetheologie
Religion und Bildung diskursiv Bd. 1

Bielefeld: transcript Verlag. 2024
401 Seiten
44,00 €
ISBN 978-3-8376-6857-5

Lange Zeit galten Lehrplanfragen im Religionsunterricht als vernachlässigenswert. In der Regel bestimmten Lehrkräfte weitgehend selbst, welche Inhalte mit Blick auf ihre Adressaten zu verhandeln waren. Erst im Gefolge von PISA wurde der regulierende Wert von Fachgruppen und schuleigenen Lehrplänen entdeckt. Allerdings blieb eine inhaltliche Neuorientierung des Faches aus, stand doch nun in erster Linie der Outcome im Fokus. In der Regel begnügten sich deshalb die Lehrplaner damit, den etablierten Mix aus christlichen Kerninhalten, aus lebensweltlichen und gesellschaftlichen Themen mit Operatoren zu versehen, was weder zu einer Konzentration des Fachlichen beitrug noch die Frage klärte, was in einer zunehmend sich entchristlichenden Gesellschaft eigentlich als religionsbezogene Bildung gelten könnte.

Angesichts der Tatsache, dass alle Bundesländer nun auf konfessionell-kooperativen bzw. christlichen Religionsunterricht umstellen, ist das Erscheinen des vorliegenden Sammelbandes mit Tagungsbeiträgen aus dem Jahr 2022 höchst begrüßenswert. Das Buch hebt nicht nur die wichtige Frage nach dem inhaltlichen RU-Profil neu ins Bewusstsein, sondern nimmt zugleich die bedeutsamen Konstruktionsbedingungen der Inhaltlichkeit in den Blick. Nebenbei räumt es mit der Chimäre auf, bei den Landes- und Schul-Curricula sowie den Unterrichtsvorhaben der Lehrkräfte handele es sich um mehr oder wenig sorgfältig designte konfessionelle Produkte gemäß Art. 7,3 GG.



Schon der hinführende Beitrag der Herausgeberinnen (21-46) zeigt auf, welche grundlegenden Fragen im Definitionsprozess von Inhalten und Themen bei der Erstellung von Landes-Curricula eigentlich gestellt werden müssten. Wie ist beispielsweise das Verhältnis von Wissenschafts-, Schüler- Praxis- und Lebensweltorientierung zu denken? Oder: Wie ist die Gewichtung von gesellschaftsöffentlichen Anfragen an Religion einerseits und binnenchristlicher Systematik andererseits zu bestimmen?

Dass die Inhaltsdimension angesichts der veränderten Rahmenbedingungen des Faches deutlicher als bislang mit der Relevanzproblematik zu verknüpfen ist, steht für die Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes außer Zweifel. Gerade vor dem Hintergrund einer notwendigen Neuorientierung des Faches – wenn es denn auf dem Markt der Schulfächer noch eine Chance haben möchte – müssen klassische Inhalte in Lehrplänen weichen und Platz machen sowohl für neue Herausforderungen wie Religiöse Bildung für nachhaltige Entwicklung (rBNE), Medienbildung im Kontext von Digitalität etc. als auch für eine neue schülerorientierte Bestimmung dessen, was ein junger Mensch als „christliche

Grammatik“ benötigt, um einerseits mit sich selbst umgehen, andererseits als soziales Wesen im eigenen Umfeld, in der Gesellschaft und in der Welt orientiert und lebensfähig sein zu können.

In diesem Sinne enthält der Band eine gelungene Zusammenstellung aus empirischen, normativen und konditionalen Zugängen. Adressaten sind neben der religionspädagogischen Zunft in erster Linie Verantwortliche in kirchlichen Ordinariaten und Lehrkräfte mit transsschulischen Aufgaben. Das Anliegen der Herausgeberinnen ist nicht, neue Positionen formulieren zu lassen, sondern die bekannte Fachexpertise zu fluchten mit Blick auf die Revision der Lehrpläne. So zum Beispiel der Beitrag von Ulrich Wien (125-140). Er plädiert für einen Paradigmenwechsel in der ohnehin kaum mehr eine Rolle spielenden Kirchengeschichtsdidaktik. Diese gelte es aus ihrer Engführung dadurch zu befreien, dass Paradigmen wie Religionsfreiheit, Transformation, Biographie etc. an globalen Exempla für die Schülerinnen und Schüler fruchtbar gemacht werden sollen.

Andere Aufsätze verdeutlichen das mit der entwickelten Moderne gegebene Spannungsverhältnis zwischen einem auf „Brauchbarkeit“ abzielenden subjektbezogenen RU – Stichworte: Problemorientierung, Anforderungssituationen – und der Eigenlogik der Überlieferung. Dass theologische Wissenschaften, sofern sie überhaupt didaktische Interessen besitzen, nicht nur die vermeintliche Reduktion christlicher Ansprüche im unterrichtlichen Geschehen im Blick haben sollten, sondern auch nach ihrer eigenen Verantwortung für gelingende gesellschaftliche Kommunikation von Fachanliegen zu fragen haben, wird von den Vertreterinnen und Vertretern der einzelnen theologischen Disziplinen zumindest implizit zugestanden.

Der Feststellung, dass in der Inhaltsforschung bislang mehr die geforderte Ebene der Lehrpläne in den Blick genommen wurde und weniger die der tatsächlich stattfindenden Praxis, begegnet Tanja Gojny (191-205) mit ihrem Vorschlag, die vermutete Wirksamkeit des RU anhand von Schülermappen zu erfassen. Die Lektüre eines solchen Beitrags eignet sich auch für Lehrkräfte, die nicht in der Verantwortung stehen, Curricula ausarbeiten zu müssen.

Abschließend sei auf den Beitrag von Georg Bucher verwiesen, der die Perspektive der Konfessionslosen als Grundlage für die Konstitution von Inhalten in Anschlag bringt (311-326). Die beiden Rezensenten schlagen auf dessen Linie vor, Konfessionslosigkeit als Chiffre für Agnostizismus und Indifferentismus mitten im konfessionellen Religionsunterricht zu verstehen und daraus entsprechende Konsequenzen für die Lehrplanung abzuleiten. Wahrscheinlich fehlt dazu aber der Mut. Es setzte nämlich das Eingeständnis voraus, dass ein Neuan-satz curricularer religionsbezogener Bildung im öffentlichen Schulwesen nur über die Verabschiedung der Fiktion gelingen kann, dass im Unterricht ausschließlich Christen miteinander kommunizieren. Um wirklich zukunftsfähig zu sein, wäre aber ein christliches Fach zu denken, das sich bindet an die Bildungsbedarfe auch von Nichtchristen.

Günter Nagel / Jutta Paeßens

Viera Pirker / Paula Paschke (Hg.)

Religion auf Instagram

Analysen und Perspektiven

Freiburg: Herder Verlag, 2024

390 Seiten m. s-w Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-451-39626-7

Es soll nicht zu „churchy“ sein. Mit dieser Vorgabe starteten Gemeindereferentin Michelle Engel und Pfarrer David Grüntjens 2019 den Instagram-Kanal Frengels&Chef (@diokirche_krefeld). Ihre Beiträge zogen mit der Zeit etliche Menschen an, die mehr über den Alltag und die Zusammenarbeit der beiden wissen wollten oder ihnen Fragen zu religionsbezogenen Themen stellten. Im September 2024 verfügt Frengels&Chef über fast 44.000 Follower, darunter Menschen, die der Kirche den Rücken gekehrt haben oder anderen Konfessionen, sogar anderen Religionen angehören.

Der Kanal zählt somit zu den erfolgreichsten religionsbezogenen Angeboten auf Instagram, das von Millionen Deutschen täglich genutzt wird und die öffentliche und private Kommunikation tiefgreifend verändert hat. Dennoch ist die Plattform – anders als Facebook und YouTube – bisher nur selten in den Fokus der theologischen, zumal der religionspädagogischen Forschung gerückt. Dem versucht ein Sammelband abzuhelpfen, der von den Frankfurter Religionspädagoginnen Viera Pirker und Paula Paschke herausgegeben wurde. Der Band enthält die Beiträge des Frankfurter Fachgesprächs aus dem Jahr 2023, ergänzt um eine Reihe weiterer Aufsätze, die in vier Teilen systematisch geordnet sind: Plattform, Content, User und Praxis. In den Blick genommen werden sowohl die Plattform als auch einzelne Accounts wie @liebezurbibel oder #instalehrerzimmer. Darüber hinaus werden Forschungsmethoden vorgestellt, erprobt und problematisiert wie z.B. die teilnehmende Beobachtung. Bei den Beiträgern handelt es sich in der Mehrzahl um katholische und evangelische Theologen, einzelne Aufsätze stammen aber auch von Religions- und Medienwissenschaftlern, Sozialwissenschaftlern und anderen. Die Vielfalt der Perspektiven, unter denen die Autoren Ins-



tagram als „zentrales Instrument der Medienarbeit“ (9) erkunden, ist eine der Stärken des Bandes, der mit etlichen interessanten Befunden aufwartet.

Der grundlegende Aufsatz im ersten Teil „Plattform“ stammt von Viera Pirker, die den Community-Account @instagram auf religionsbezogene Inhalte und deren Sichtbarkeit hin untersucht und dabei einen nützlichen Überblick über jene Accounts gibt, die aktiv und personenbezogen religiös kommunizieren. Ihr Fazit: Auch wenn Religionen (Christentum, Islam, Hinduismus) nur sporadisch, aber nicht zufällig thematisiert werden (z.B. anlässlich von religiösen Feiertagen, wie auch Markus Brodthage mit Blick auf die Accounts der Topinfluencer herausarbeitet), lässt sich zeigen, dass die Creatoren digitale Bildkulturen und Strategien des Erzählens nutzen, um Person und Botschaft sichtbar zu machen, ja um sich ihren Followern als Orientierungsfiguren anzubieten. Die weiteren Beiträge des ersten Teils konzentrieren sich nicht alle ausschließlich auf Instagram. Anna Puzio z.B. nutzt Instagram als Diagnoseinstrument und fragt – jetzt nicht mehr auf Instagram begrenzt – nach der Bedeutung digitaler Themen und Trends für anthropologische Diskurse. Angelehnt an den Neuen Materialismus, plädiert sie

dafür, die Themen Technik, Körper/Körperoptimierung und Umwelt/Beziehung zu nichtmenschlichen Entitäten digital-anthropologisch künftig stärker zu bearbeiten. Anna Neumaier skizziert die Möglichkeiten und Grenzen digitaler Ethnographie und Religionsforschung in „digitalen Kontexten“ und berücksichtigt dabei punktuell, aber ohne Beispiele auch Instagram. Rebekka Burke, Laura Mößle und Lena Tacke zeigen, dass der Körper auf Instagram zur Interaktionsfläche werde, eingeschrieben in eine Erzählung und/oder Inszenierung, die die Suche nach Singularität öffentlich dokumentiere. Ähnlich wie Pirker stellen die Autorinnen dieses ebenso theoretisch wie praktisch ertragreichen Beitrags klug ausgewählte Beispiele (hier der Gattung „Protestbild“) vor.

Im grundlegenden Aufsatz des zweiten und umfangreichsten Teils „Content“ machen sich Wolfgang Beck und Leopold Kohlbrenner dafür stark, die theologische und anthropologische Reflexion digitaler Bildkulturen zu vertiefen. Denn ihrer Ansicht nach genügt es nicht mehr, in Instagram nur ein probates Mittel für die kirchliche Verkündigung oder ein attraktives religionspädagogisches Forschungsfeld zu sehen; die Plattform sei vielmehr ein „locus theologicus alienus“, der traditionelle Sender-Empfänger-Modelle ebenso hinter sich lasse wie intransparente Hierarchiegefüge und die individuelle Identitätsarbeit auf dezentrale Überwachungsmechanismen ausrichte. Auf diese Weise entfalte Instagram eine „heilsam destabilisierende[] Wirkung“ und könne zum „Lernort kirchlich-lehramtlicher Transformation“ werden (200). Vor allem die digital-bildliche Erfahrung der „Fernanwesenheit“ könne für die Begegnung mit Gott durchsichtig werden und zugleich das Gefühl einer allzu raschen Verfügbarkeit des Heiligen konterkarieren. Ein weiteres Feld für die theologische und pädagogische Reflexion markiert Florian Mayrhofer: Es ist die Erforschung des Digital Storytelling. Alle übrigen Beiträge des zweiten Teils widmen sich mittelbar oder unmittelbar gerade diesem Digital Storytelling, entweder indem sie ausgewählte Gruppen von Influencern und ihre Stories analysieren, etwa Glaubensinfluencer (Sabrina Müller), Top-Influencer (Markus Brodthage), muslimische Akteure (Kirsten Wünsche, Antonia Hafner, Tessa von Richthofen), oder indem sie sich

Angeboten für bestimmte Adressaten widmen wie Ehepaaren (Gero Menzel). Dabei wird deutlich, wie wichtig das Wechselspiel zwischen Person und Inhalt ist. Religiöse Kommunikation und gelebtes (z.T. als vorbildhaft inszeniertes) Leben sind auf Instagram nicht zu trennen, und die je individuelle, öffentlich inszenierte Stimmigkeit zwischen Person und Inhalt ist, wie Gero Menzel nachweist, die Grundlage einer Form von Autorität, die den Social Media gemäß ist: dem Charisma. Besonders spannend ist der Paradigmenwechsel, den Christine Wenona Hoffmann in ihrem Aufsatz über #ansprechbar herausarbeitet. Die Aufmerksamkeit liege hier nicht bei den Seelsorge-Empfangenden wie bei herkömmlichen Angeboten, sondern bei den Seelsorgenden selbst, deren Erzählungen in Kommentaren, Reaktionen oder Privatnachrichten aber seelsorgerische Wirkung entfalten könnten.

Im dritten Teil werden exemplarisch die User in den Blick genommen, so die religiös kommunizierenden Jugendlichen im Großraum Wien, denen sich das Projekt Young Believers Online widmet (Christoph Novak u.a.). Daniel Hörsch arbeitet in seinem Beitrag summarisch heraus, was für viele dieser Communities auf Instagram gilt. Es handelt sich um eher unverbindliche Netzwerke, die als Resonanzraum für Glaubensäußerungen oder spirituelle Erfahrungen dienen. Spannend ist, dass diese Äußerungen und Erfahrungen – so Caroline Sosna – im Falle von @liebezurbibel, dem Account der Theologiestudentin Jasmin Neubauer, sowohl charismatisch beglaubigt als auch als Wegmarken eines persönlichen Lernprozesses ausgewiesen sind. Am Beispiel von #outinchurch zeigt Paula Paschke, wie bedeutsam der digitale Raum und zugleich die strategische Verknüpfung analoger und digitaler Medien für die Öffentlichkeitswirksamkeit der Initiative gewesen sind. Abschließend arbeitet Knut V. M. Wormstädt heraus, dass auf Instagram zwar kaum zwischen katholisch, lutherisch oder christlich unterschieden werde, denominationelle Marker aber etwa an der Kleidung oder in den dargestellten Praktiken auffindbar sein können; ihre Dekodierung setze indes ein Wissen voraus, das nicht mitgeliefert werde.

Der abschließende Teil des Bandes lässt die Produ- cer und Akteure selbst zu Wort kommen. Ausgewählt wurden von den Herausgeberinnen @faithpwr, das yeet-Netzwerk, ruach.jetzt und #instalehrerzimmer. In den Beiträgen, die erfreulich selten nach PR klin- gen, werden Erkenntnisse aus der Praxis gezogen oder neue Zielgruppen für Angebote benannt wie die Glaubensnahen und Kirchenfernen, an die sich ruach.jetzt adressiert, oder die Lehrerinnen und Leh- rer, die sich über das #instalehrerzimmer vernetzen können – eine Möglichkeit, die nach Kathrin Termin ein fatales Manko in der dritten Phase der Lehrer- bildung zu beheben vermag: die mangelnde struktu- relle Verankerung des kollegialen Austauschs.

Insgesamt bietet der Band zahlreiche wegwei- sende Anregungen für die weitere theologische und religionspädagogische Auseinandersetzung mit Ins- tagram und markiert zugleich das Niveau, auf dem sich die theologische Erforschung der Social Media künftig zu bewegen hat. Es lässt – nicht zuletzt – verstehen, warum der Krefelder Instagram-Kanal so erfolgreich ist. Denn der Schlüssel zeitgemäßer Glaubenskommunikation, so Lisa Menzel und Tobi- as Sauer, liegt in der individuellen Kompetenz der Creatoren, religiös authentisch, thematisch kompe- tent und sprachlich allgemeinverständlich zu spre- chen. Dass diese Form der Glaubenskommunikation nicht allzu „churchy“ ist und sein sollte, machen die Beiträge dieses religionspädagogischen Pionier- werks deutlich.

Alexander Schüller

Katharina von der Gathen / Anke Kuhl

Radieschen von unten

Das bunte Buch über den Tod für neugierige Kinder

Leipzig: Klett Kinderbuch. 2. Aufl. 2023

156 Seiten m. farb. Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-95470-285-5

Ein buntes Buch über den Tod für neugierige Kinder – so lautet der Untertitel des Sachbuches „Radieschen von unten“. Es ist in der Tat ein far- benfrohes und kreatives Buch, das es vermag, sich in ansprechender, kindgerechter und empathischer Weise mit Interessantem, Wissenswertem, Trösten- dem und Ermutigendem rund um das Lebensende auseinanderzusetzen.

Zwischen den Buchdeckeln, auf deren Innenseiten diverse Synonyme für das Wort „Sterben“ aufgelistet sind, finden sich kindgerechte, sprachensible und neugierig machende Darstellungen in unterschied- lichen Textgattungen über das Ende von Lebewesen, das Sterben der Menschen, Beerdigungsrituale, For- men des Trauerns und der Umgang der Lebenden mit den Toten in fünf überaus vielfältig und klug gestalteten Kapiteln.

Das Zusammenspiel zwischen Text- und Bildan- teilen trägt in besonderer Weise dazu bei, dass die jungen Leserinnen und Leser neugierig werden und sich unverkrampft und offen mit den verschiedenen Aspekten rund um Sterben und Tod auseinanderset- zen können. Der Titel „Radieschen von unten“ weckt sofort die Assoziation, dass hier ein entspannter Zu- gang zu einem häufig mit Ängsten behafteten Thema gewählt wurde. Dies wird durch den Untertitel „Das bunte Buch über den Tod für neugierige Kinder“ ver- stärkt und die interessante Covergestaltung unter- stützt. Zudem wird durch Comics, Suchbilder, einer Fülle interessanter Zeichnungen, die Anke Kuhl sehr gelungen sind und die die jeweiligen Situationen bestens darstellen und somit die Inhalte verstärken und weiterführen, den Kindern auf Augenhöhe be- gegnet, und ihre Fragen und Unsicherheiten werden ernst genommen. Dabei geraten die Texte und die Bilder nie in einen kitschigen und verharmlosen-



den Duktus, sondern geben in empathischer Weise Auskunft. Vor allem die Betonung, dass es keine ein- deutigen Vorgaben oder Regeln für den Umgang mit Sterbenden und in den Momenten des Sterbens gibt und jegliches Trauern etwas sehr Individuelles dar- stellt, ist eine große Stärke des Buches. Es gibt kein Richtig und kein Falsch – und auch das vermag gera- de den jungen Leserinnen und Lesern den Schrecken nehmen, über das Ende des Lebens nachzudenken.

Die Beschreibungen in Kapitel eins, die mitnich- ten Angst machen, sondern auf das Leben und sein Ende in vielen Facetten blicken, bergen viele inte- ressante und ungewöhnliche Informationen darü- ber, woran Menschen sterben und welch kuriose To- desarten es gibt.

Rund um den Sterbeprozess gibt es viele Fragen und Unsicherheiten; im zweiten Kapitel werden mit- hilfe einer Vielzahl unterschiedlicher Textgattungen und Zeichnungen Fakten dargeboten. Vor allem der angeführte Vergleich im Text „Abschied nehmen“ ist sehr nah an dem, was Kinder kennen und sich vorstellen können. In dem Interview mit einem Arzt, der Sterbende begleitet, wird sehr persönlich und freundlich über Ängste sowie Unerklärliches im Sterbeprozess gesprochen.

Was es alles zu tun gibt, wenn ein Mensch gestor- ben ist und beerdigt wird, zeigt das dritte Kapitel. Allerlei Wissenswertes rund um Beerdigungsritua- le und Friedhöfe wird ausgebreitet ebenso wie eine Checkliste für eine Beerdigung, für die viele Ent- scheidungen getroffen werden müssen. Am Ende dieses Kapitels steht eine Sammlung von Witzen, die weder makaber noch unpassend sind, sondern sich sehr gut in die Konzeption einfinden.

In den beiden letzten Kapiteln erfahren die Le- serin und der Leser eine Menge über das Trauern und eine Vielzahl von Ritualen rund um das Leben mit den Toten in verschiedenen Kulturen. Heraus- zustellen ist die sensible Darstellung der Formen des Trauerns. Dass auf einer Doppelseite in Bild und Text Vorschläge gemacht werden, wie man mit der eigenen Trauer umgehen kann, und diese ganz nah an der Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen sind, ist eine weitere Bestätigung dafür, wie konse- quent die Autorin und die Illustratorin es vermögen, die Zielgruppe im Blick zu behalten.

Wie Religionen mit dem Tod und den Erwar- tungen, was nach dem Tod kommt, umgehen und welche Ideen bezüglich der eigenen Unsterblichkeit existieren, wird in einer zum Nachdenken und Dis- kutieren anregender Weise dargestellt. Hilfreich ist am Ende die Zusammenstellung wichtiger Wörter. Den Abschluss bilden ein freundliches Gedicht und Bastelanleitungen.

Zu Recht wurde „Radieschen von unten“ von Katharina von Gathen und Anke Kuhl bereits als Bestes Wissenschaftsbuch 2024 (Kategorie Juniorwissen) ausgezeichnet und ist u.a. für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2024 (Kategorie Sachbuch) nominiert. Ob Kinder mit ihren Eltern, Großeltern oder Freunden das Buch gemeinsam Durchblättern, Anschauen, Lesen oder ob sie es allein erkunden – es wird auf jeden Fall ein Gewinn für sie sein. „Radieschen von unten“ ist ein äußerst empfehlenswertes Buch nicht nur für junge Leserinnen und Leser.

Ivonne Schweitzer

Marlene Assmann

Alles gut? Alles gut.

Unsere unglaubliche Geschichte von Leben und Tod

Berlin: Verlagshaus Jakob & Stuart. 2024

189 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-96428-218-7

Wohl jeder Mensch hat schon einmal einen sogenannten Schicksalsschlag miterlebt. Wenn der Tod mitten ins Leben kommt, werden Lebenspläne durchkreuzt. Wie kann ein Mensch sich den Weg zurück ins Leben frei denken und frei machen?

Um eine solche biografische Geschichte geht es in dieser Graphic Novel von Marlene Assmann. Sie schreibt dieses Buch an ihre Tochter Luka, damit die ihre Mutter kennenlernen kann, falls der Kampf gegen die Krankheit misslingt. Dabei sind die grafischen Darstellungen der Gefühle einer schwer erkrankten Person von besonderer Bedeutung: Die Symptome einer Gehirnerkrankung und deren Wirkung auf den Körper werden sehr eindrücklich beschrieben und grafisch dargestellt.

Dieses Buch beginnt mit der Akzeptanz der Krankheit und des von Narben gezeichneten eigenen Körpers. Nach dieser auch grafischen Selbstdarstellung beginnt die Geschichte des neuen Lebensabschnitts mit der Schwangerschaft der Verfasserin. Dann werden die ersten Symptome der Krankheit des Gehirns erfahrbar. Es folgt die für die werdende Mutter niederschmetternde Diagnose (48).

Wie die meisten überlebenden Menschen durchläuft sie dabei Phasen. Verleugnung ist eine typische Reaktion in der Anfangsphase einer ernsthaften Erkrankung. Durch die Schwangerschaft und die klaren Symptome ist dieser Teil des Prozesses wenig ausgeprägt. Die Akzeptanz des möglichen Todes tritt recht früh ein (54). Der durch das heranwachsende neue Leben gestärkte Lebenswille wird grafisch hervorragend umgesetzt. Die Motivation, für das eigene Kind zu (über)leben, wird beim Lesen körperlich spürbar. Der Kampf gegen die Krankheit beginnt, während gleichzeitig der Geburtstermin näher



rückt. Mit der Zeit mehren sich die Symptome; der Kontrollverlust über das eigene Denken und den Körper ist ein einschneidendes Erlebnis und wird besonders drastisch dargestellt. Die Therapie beinhaltet Chemo- und Strahlentherapie und belastet den Körper außerordentlich.

Wut kann als nächste Phase auftreten, wenn die Realität der Situation eintritt (85). Jeder Mensch, der Zweifel oder Angst ausdrückt, wird als Gefahr empfunden. Das Klammern an die eigene Stärke und Hoffnung wird auf den nächsten Seiten sehr deutlich. Die Geburt der gesunden Tochter gibt neue Hoffnung. Doch die Symptome wie epileptische Anfälle und Gedächtnisverlust häufen sich (104). Aufgaben bei der Betreuung der Tochter nicht übernehmen zu können, nagen am Selbstbewusstsein (112). Die bedingungslose Liebe der Tochter Luka bietet Ausgleich.

In der Verhandlungsphase möchte die betroffene Person, mit der Situation umzugehen. Es können Versuche gemacht werden, mit höheren Mächten zu

verhandeln oder Lebensänderungen vorzunehmen, um gegen die Krankheit anzukämpfen. Dieses Stadium zeigt sich in der Dankbarkeit für die schönen Momente mit der Familie. Auch Beten hilft – und die Taufe der Tochter Luka ist ein besonders schönes Erlebnis (142). Die Erleichterung durch positive Gefühle wird ebenso eindringlich beschrieben wie die Abstürze in Todesangst.

Schließlich kann die betroffene Person die Krankheit akzeptieren und Frieden darin finden. Das bedeutet nicht, dass aufgegeben oder die Krankheit gutgeheißen wird, sondern vielmehr Wege gefunden werden, um damit zu leben. Die Person kann sich darauf konzentrieren, das Beste aus der verbleibenden Zeit zu machen und Unterstützung von anderen anzunehmen. Die bevorstehende Geburt des dritten Kindes zeigt diese Lebensbejahung überdeutlich.

Dieses Buch ist eine Selbstbestätigung zum Weiterleben und in mindestens zweierlei Hinsicht hilfreich. Erstens regt es zur Selbstreflexion und zum Entwickeln von neuem Lebenswillen an: Der Umgang mit persönlichen Erkrankungen bleibt keinem Menschen erspart und jeder hat es in der Hand, ob er sich dem Selbstmitleid hingibt oder ob er sich der Realität stellt und sein Leben mit der Krankheit neu zu gestalten versucht. Medizinische Studien zeigen, dass eine Akzeptanz der Realität und ein sinnvoller Umgang damit erheblich zur Genesung beitragen, während Selbstmitleid das Immunsystem schwächt und den Verlauf der Krankheit negativ beeinflusst. – Zweitens bringt diese Graphic Novel mit den grafischen Darstellungen und den prägnanten Texten in einfacher Sprache den Angehörigen die Gefühle und die Lebenswirklichkeit der lebensgefährlich erkrankten Person nahe. Ob dieses Buch auch Kindern lebensbedrohlich erkrankter Eltern helfen kann, müssen diese selbst entscheiden. Warum Dinge so sind, wie sie sind, ist für kleine Kinder schwer verständlich. Eine Blaupause zum Umgang mit existenziellen Herausforderungen gibt es nicht. Hinweise zum Umgang damit sind in diesem Buch in jedem Fall enthalten.

Hubertus Holschbach

Ute Lonny-Platzbecker / Paul Platzbecker /
Martin W. Ramb (Hg.)

Königlich!

Die Königsfiguren von Ralf Knoblauch

Ein Werkbuch zur Würde des Menschen für
Religionsunterricht, Pastoral und Caritas

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag. 2024

96 Seiten m. farb. Abb.

19,95 €

ISBN 978-3-7954-3856-2

Haben Sie schon einmal einen König oder eine Königin in der Hand gehabt? Wenn ja, dann gehören Sie vermutlich zu denen, die bereits eine „Ausstellung“ zu den Königen von Ralf Knoblauch erlebt haben. Wenn nein, dann nimmt Sie dieses Buch mit auf die Reise in die „Welt der Könige“, insbesondere zu Auseinandersetzung und Stellungnahme zur Frage der Würde jedes einzelnen Menschen.

Die 96 Seiten dieses Werkbuches beinhalten verschiedene Aspekte, die es für viele Gelegenheiten einsetzbar machen. Da geht es zunächst in einem ausführlichen Interview der Herausgeber mit Ralf Knoblauch um Grundsätzliches zu den Königsfiguren, so dass alle, die das Werkbuch in den Händen halten, hineingenommen werden in die Gedankengänge, die mit den Figuren verbunden sind. Das Besondere liegt darin, dass dieses Interview in Ausschnitten auch auf YouTube nachzuhören ist, der QR-Code findet sich am Ende des Textes. Der zweite grundlegende Artikel ist eine Deutung und kritische Orientierung von Paul Platzbecker, so dass danach alle Lesenden eine gute Grundlage haben, um zu entscheiden, ob und welche der folgenden Vorschläge im Unterricht verschiedener Schulstufen einsetzt werden oder aber ob man mit Hilfe der Figuren oder Bilder der Figuren Gottesdienste, schulpastorale Elemente und weitere Projekte gestalten möchte.



Die Unterrichtssequenzen für die verschiedenen Jahrgangsstufen und Schulformen sind so aufbereitet, dass man als Lehrkraft von der Begründung des Themas, der Einordnung in die Lehrpläne und bis zu den einzelnen Stundenrastern alles vorfindet und ohne großen Aufwand sofort damit unterrichten oder einen Gottesdienst feiern kann. Zugleich laden die Ausführungen dazu ein, selbst kreativ zu werden und angeregt durch die verschiedenen Elemente der Entwürfe eigene Vorgehensweisen zu kreieren und umzusetzen.

Sehr hilfreich ist der am Ende des Werkbuches enthaltene QR-Code, der auf die einzelnen Entwürfe mit allen benutzten Materialien führt, seien es Texte oder Bilder oder aber Arbeitsblätter und Anregungen für die Umsetzung der verschiedenen Aufgabenstellungen. Hier merkt man als Lehrkraft oder Verantwortliche für einen Gottesdienst, ein Projekt oder mehr, dass Praktiker diese Entwürfe zusammengestellt haben und die Arbeit erleichtern sowie eigene Ideen ermöglichen wollen.

Ganz besonders hervorzuheben ist die schöne und besondere Gestaltung dieses Werkbuches. Jeder Text, jeder Entwurf, jede Überlegung wird „gerahmt“ durch ein qualitativ hochwertiges Foto einer der Königsfiguren mit einem meditativen Text, angefangen von einem Psalmtext zur Würde des Menschen von Stephan Wahl (Jerusalem) über Texte der Herausgeber bis hin zu Texten von (Schul-)Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die alle einen inneren Bezug zu den Königsfiguren erkennen lassen. Zugleich regen die Fotos an, eigene Texte zu verfassen und so neue Bezüge herzustellen.

Genau das heißt ja „Werkbuch“, wenn man es einmal wörtlich nimmt: ein Buch, das nicht wirklich zum Ende kommt, sondern animiert zum weiteren Werken, zum Arbeiten. Dazu allen viel Entdeckerfreude und gutes Gelingen!

Regina Nothelle

Christoph Beuers /Jochen Straub
Die Farben des Glaubens
Die Sakramente

Kevelear: Butzon & Bercker Verlag. 2024
128 Seiten mit farb. Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-7666-3680-5

Die Theologie liefert so manche harte „Denknuss“, die Interessierte, Glaubende, Studierende und Fachleute herausfordert. Es gibt ausführliche Traktate, Debatten und dazu natürlich den Anspruch der Glaubensweitergabe, der Vermittlung von Inhalten in Schule, Erwachsenenbildung oder Universität und den Blick auf die existenzielle Dimension dieser Glaubensinhalte in der Seelsorge. Wer also katechetisch, religionspädagogisch und pastoral arbeitet, wird dem Thema „Sakramente“ begegnen.

Mit „Die Farben des Glaubens – Die Sakramente“ bieten die Autoren Christoph Beuers und Jochen Straub ein inklusives, kreatives, sinnvolles und sinnstiftendes Buch. Beide sind über viele Jahre erfahren in der Pastoral mit Menschen mit Beeinträchtigungen sowie geübt in so genannter „leichter/einfacher Sprache“. Das Buch bietet einen Zugang zu den sieben Sakramenten, die hierin als „Geschenke“ (8) bezeichnet werden. Gerahmt wird der Hauptteil über die einzelnen Sakramente von einer Einladung und allgemeinen Hinführung zu Beginn sowie am Ende von einer Nachlese mit Hinweisen zum praktischen Umgang mit dem Buch sowie einem Ausblick von Weihbischof Dr. Hauke, dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für die inklusive Pastoral.

Der Verlag „Butzon&Bercker“ präsentiert ein ansprechendes Buch, bei dem die Inhalte der beiden Autoren und die grafische Gestaltung von Tatjana Manden bestens zusammengehen. In der Wirkung freundlich und farbenfroh taucht das Titelbild in



der Fußzeile bei den allgemeinen Teilen und in jeweiliger farblicher Akzentuierung für jedes Sakrament wieder auf. Die Taufe ist beispielsweise in Blau gehalten, die Krankensalbung in Grün, denn: „Sakramente machen das Leben bunt.“ (13) Jedes Sakrament wird mit einer Anleitung zum Sehen und Fühlen eingeleitet, um in die Glaubensinhalte einzuführen. Klare, wiederkehrende Symbole unterstützen grafisch die verschiedenen Perspektiven auf das einzelne Sakrament. Zentrale Sätze aus der Liturgie werden ebenso übersetzt und Zeichen erklärt. Hervorzuheben ist, dass die ursprüngliche Reihung der Sakramente der christlichen Initiation gewählt wurde, wie sie bei Erwachsenentaufen bis heute vorgesehen ist: Taufe, Firmung, Eucharistie. Weihe und Beichte – für manchen heute vielleicht sperrig – wurden nicht ausgespart. Bei der Krankensalbung liegt der Fokus auf einer „Hilfe zum Leben“ (74) in schwierigen Lebenslagen. Das katholische sakramentale Eheverständnis mit Theologie, Zeichen und Worten wird ebenso erläutert.

Dieses Buch kann sicherlich wirkungsvoll in der Katechese und Bildungsarbeit eingesetzt werden und eignet sich darüber hinaus als Geschenk zur Feier eines Sakraments, denn Glaube, Theologie und christliche Existenz werden mit Kopf, Herz und Sinnen erschlossen. Wer zum ersten Mal mit Texten in einfacher Sprache in Kontakt kommt, wird stutzen, vielleicht aber dann auch den Charme der Verdichtung in prägnanten, gut verständlichen Hinführungen und Bildern entdecken, die neue Blickwinkel bieten. Die Prämisse lautet: „Schweres muss leicht gesagt werden können.“ (105) So heißt es zum Beispiel über die Sakramente selbst (121): Sie sind wie Fenster „Zu den Menschen“ und „In den Himmel“. Im Englischen gibt es eine Redewendung, wenn es darum geht, etwas auf den Punkt zu bringen: Man packt es „in a nutshell“ (in eine Nussschale). In diesem Sinne findet man hier lauter farbenfrohe Nüsse.

Silke Lechtenböhmer

Eugen Drewermann / Heribert Körlings

Aus der Liebe leben

Ein Gespräch mit Heribert Körlings über Leben und Tod

Eugen Drewermann antwortet jungen Menschen

Ostfildern: Patmos Verlag. 2024

152 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-8436-1385-9

„Kann der Glaube glücklich machen?“ Das ist nur eine von etlichen Fragen, die Eugen Drewermann in einem neuen Gesprächsband aus der im Patmos-Verlag erscheinenden Reihe „Eugen Drewermann antwortet jungen Menschen“ (bisher 2021: „Gott, wo bist Du?“ und 2023: „Das Geheimnis des Jesus von Nazareth“) gestellt bekommt. Die Frage ist keine Frage, von der bloß anzunehmen wäre, dass sie einen 17-Jährigen beschäftigen könnte. Sie stammt tatsächlich von einem jungen Menschen und wurde Eugen Drewermann am 16. März 2023 zum ersten Mal gestellt, als er zu Besuch im Aachener Kaiser-Karls-Gymnasium war, um unter dem Motto „Was kommt auf uns zu?“ mit Schülerinnen und Schülern aus Religions- und Philosophiekursen der Sekundarstufe II zu sprechen. Heribert Körlings, pensionierter Lehrer am Kaiser-Karls-Gymnasium und Drewermann-Experte, hat die Fragen der jungen Menschen gesammelt und Drewermann drei Monate später erneut gestellt, zusammen mit anderen Fragen, die die Schülerfragen kontextualisieren oder vertiefen sollen und dabei vor allem ein Ziel verfolgen: den bleibenden Lebensbezug der christlichen Botschaft herauszuarbeiten – auch und gerade, aber keinesfalls nur für junge Menschen. Angesichts dessen ist es eine richtige Entscheidung, dass Körlings die Fragen der Schülerinnen und Schüler eigens ausgewiesen und zudem darauf verzichtet hat, sie inhaltlich oder stilistisch zu überarbeiten. Sie ist deshalb richtig, weil sie für Transparenz sorgt und die Schülerinnen und Schüler respektiert. Es ist darüber hinaus aber auch richtig, dass Körlings seinen Gesprächspartner mit zusätzlichen Fragen und Impulsen konfrontiert. Denn auf diese Weise entsteht ein echtes Gespräch. Dass diese Gefahr auf Seiten Drewermanns durchaus besteht, zeigt sich in dem Buch daher an erfreulich wenigen Stellen.



„Kann der Glaube glücklich machen?“ Die Frage macht bereits deutlich, dass es ums große Ganze geht – und, wie der Untertitel verheißt, an vielen Stellen in der Tat um Leben und Tod. Dass Drewermann auf die Frage antwortet, indem er zunächst den Begriff des Glücks definiert, dabei die „Nikomachische Ethik“ des Aristoteles ins Spiel bringt, schließlich auf die Geschichte der Verklärung Jesu (Mk 9,2-8.9) und die Bedeutung von Moses und Elias zu sprechen kommt, ist typisch für die Art seines Antwortens. Kurze und schnelle Aussagen sind von Drewermann nicht zu erwarten. Vielmehr muss man sich immer wieder darauf einlassen, seinen Assoziationsketten zu folgen und daraus gelegentlich selbst die Antwort auf die Ausgangsfrage zu extrahieren. Das ist manchmal mühsam, manchmal anspruchsvoll, zu meist aber inspirierend, da Drewermann jederzeit mühelos in der Lage ist, ein kulturgeschichtliches, identitätspsychologisches oder theologisches Panorama zu entfalten und en passant an die ein oder andere wichtige Stelle heranzuzoomen. Dass er dabei seine üblichen Gewährsleute aufruft (neben Aristoteles auch Dostojewski, Nietzsche, Kierkegaard, Freud oder Adler) und von der ein oder anderen Erfahrung berichtet, fällt insgesamt nicht negativ ins

Gewicht. Denn es ist beeindruckend, mit welcher Souveränität und Eleganz Drewermann erhellende Verbindungen zwischen Lebenswelt, Bibel, Philosophie und Psychoanalyse herzustellen vermag.

Dass man sich sogar in Drewermanns längsten Assoziationsketten zurechtfindet, ist vor allem seinem Gesprächspartner zu verdanken. Denn zum einen hat er die Fragen thematisch in drei großen Kapiteln geordnet, die wiederum aus zahlreichen Unterkapiteln bestehen. Zum anderen versucht er, das Gespräch zu steuern, etwa indem er Drewermanns vielschichtige Antworten pointiert zusammenfasst und dabei die Brücke zur nächsten Frage schlägt, eine alternative Perspektive einbringt (gegen Drewermanns negative Sicht auf die kirchliche Seelsorge etwa positive Erfahrungen mit einer zugewandten Pastoral) oder Drewermann dazu bringt, Autoren zu kommentieren, die nicht zu seinen bevorzugten Referenzgebern gehören. Gerade diese Stellen, an denen man erleben kann, dass sich Drewermann aus seinem Gedankenkosmos herauslocken lässt und sich z.B. zu Aussagen Bölls und Horkheimers positioniert, gehören zu den spannendsten des Buches. An zwei Stellen ist Drewermann allerdings nicht zu bremsen; es sind seine Herzensthemen: Krieg und Frieden und Abschied von der Hölle. Überraschenderweise wissen seine Ausführungen gerade hier, wo er am engagiertesten spricht, am wenigsten zu überzeugen. Das hat viel damit zu tun, dass er unversehens anfängt zu generalisieren und einen Gegner für seine Invektiven konstruiert, der in der Realität nicht existiert, aber gerade als Konstrukt leicht zu kritisieren ist. So unterstellt er Bundeswehroffizieren in polemischer Weise, dass sie 18-Jährigen den Skrupel vor dem Töten auszureden und ihnen zugleich bedingungslosen Befehlsgehorsam einzutrichtern versuchen. Oder er kreidet Richtern an, dass sie nicht in das Herz des Angeklagten schauen, über den sie zu urteilen haben, sondern nur auf dessen Handlung. Hier schießt Drewermanns Anliegen, das das gesamte Gespräch bestimmt, über sein Ziel hinaus. Dieses Anliegen besteht darin, überlieferte und gegenwärtige Diskurse, Theorie und Praxis von Fehlentwicklungen zu reinigen oder, um ein Bild zu nutzen, das Drewermann selbst vorschlägt, wie Archäologen Schicht um Schicht tiefer zu graben, um die Botschaft Jesu neu zu entdecken.

Der rote Faden dieser Botschaft und zugleich aller Antworten, die Drewermann im Gespräch assoziativ entwickelt, ist die Liebe, die er als bedingungslos gewordene Bejahung versteht. Sie allein animiert uns dazu, so Drewermanns Auffassung, andere Menschen von innen her verstehen zu wollen, auch ihre Schwächen und Irrtümer, und zugleich die eigenen Bedürfnisse besser kennenlernen zu wollen, um sich aus dem Korsett der Fremdbestimmung befreien zu können. Drewermann macht sich in diesem Zusammenhang für einen entscheidenden Blickwechsel stark: von der Horizontalen zur Vertikalen, vom eifersüchtigen Vergleich mit anderen Menschen zur vertrauensvollen Hinwendung nach oben: zu Gott, der alle Menschen liebevoll anblickt und sie einlädt, das Böse zu „überleben“ und trotz aller irdischen Limitationen derjenige werden zu wollen, der man sein soll. Drewermanns Antwort auf die Frage nach dem Glückspotential des Glaubens mündet deshalb wieder in eine Frage: „Die eigentliche Frage auf dem Weg zum Glück, die ihre Herkunft aus dem Glauben deutlich verrät, lautet hingegen; ‚Wozu bin ich bestimmt? Was ist mein Wesen, was mein Auftrag, was meine Berufung?‘“ (133)

Das erste Kapitel des Buches skizziert diesen Weg zu sich selbst und ist für den vom Herausgeber empfohlenen Einsatz im Unterricht ab der Jahrgangsstufe 10 besonders gut geeignet. Denn es umkreist die Frage nach dem Zusammenhang von Identität und Beziehung auf vielerlei und für junge Menschen erkenntnisreiche Art: biographisch, philosophisch, existentiell. Auch die übrigen Kapitel des Buches lassen sich fast durchweg für den Unterricht nutzbar machen. Für die schulische Verwendung nur unter bestimmten Bedingungen geeignet erscheinen die detaillierten Überlegungen zu Teufel und Hölle – Vorstellungen, die für junge Menschen kaum so bedeutsam sind wie Drewermann vermeint. Von deutlich höherer, sogar lebensbedeutsamer Relevanz ist ein anderer Gedanke Drewermanns, einer der schönsten des Buches: „Und als sie unterwegs waren, kam Jesus ihnen entgegen.“ (Mt 28,9). Ich wüsste für das, was wir Christsein nennen, überhaupt kein besseres Bild.“ Auch dieser Gedanke ist eine Antwort – und was für eine! – auf die Frage, ob der Glaube glücklich machen kann.

Alexander Schüller

Rainer Oberthür
Die Gottsucher
24 Wege auf der Spur des Verborgenen
Illustriert von Barbara Nascimbeni

München: Kösel Verlag. 2024
112 Seiten
16,00 €
ISBN 978-3-466-37318-5

Es ist eine der schönsten und einflussreichsten Schriften aus dem Mittelalter: das Buch der 24 Philosophen. Von wem, wo und wann genau dieses anregende Werk geschrieben wurde, wissen wir nicht. Im Mittelalter und weit darüber hinaus wurde es Hermes Trismegistos zugeschrieben, dem Dreimalgrößten. Der soll in grauer Vorzeit gelebt und sowohl von Mose wie von Platon seine Weisheit erhalten haben. Jedenfalls galt er Jahrhunderte lang als Repräsentant jenes uralten Menschheitswissens, das Adam selbst von Gott erhalte habe. Tatsächlich aber ist Hermes Tresmegistos eine literarische Fiktion, die man erfand, um neuplatonisierende Texte der Spätantike in die Ursprungszeit der Menschheit zu verlegen.

Thematisch geht es um nichts Geringeres als um Gott. Was oder wen meinen wir, wenn wir „Gott“ sagen? 24 Philosophen versuchen, diese Frage thesenartig zu beantworten. So wird Gott vierundzwanzigfach umschrieben, um ihn schließlich als den undefinierbaren zu erkennen. Rainer Oberthür, Dozent für Religionspädagogik am Katechetischen Institut des Bistums Aachen, greift diese 24 Sätze über Gott aus dem Mittelalter auf. Er lässt sich von ihnen ansprechen und anregen, neu über Gott nachzudenken und mit anderen von Gott und über ihre Gottesvorstellungen zu sprechen.



Seine Ergebnisse fasst er im vorliegenden Buch zusammen. Genauer: Er gibt jeweils auf der linken Buchseite der Reihe nach einen der 24 Sätze der mittelalterlichen Denker wieder: meistens in wörtlicher Übersetzung, mitunter auch in leichter Variation, immer aber farblich ansprechend gestaltet. Auf den nächsten Seiten fügt er weitere Umschreibungen Gottes an, die, thesenartig formuliert, in gedanklich weniger engem als vielmehr in locker-assoziativem Zusammenhang mit jenem auf der linken Buchseite stehenden Satz korrespondieren. Insgesamt werden so 144 Umschreibungen Gottes von verschiedenen Personen aufgeführt, die der Autor namentlich nicht benennt, mit denen er, wie er aber beteuert, intensiv über Gott gesprochen habe. Schließlich bringt er noch – und das ist nicht weniger aufregend – 48 Gedanken von Kindern aus der Grundschule ein, mit denen Oberthür, wie er glaubhaft versichert, über die Gottesvorstellungen der 24 Philosophen gesprochen hat.

Auch diese Grundschulkinder werden namentlich nicht genannt. Mit ihnen hat der Autor zuvor, wie es heißt, zahlreiche Gespräche etwa „über die Seele, die Zeit, das Licht und natürlich über Gott“ (112) geführt. Ihre hier wiedergegebenen Bemerkungen zum Gottesverständnis, die Oberthür fiktiven Zwillingskindern, einem Mädchen und einem Jungen, in den Mund legt, gehen, wie es heißt, „in den meisten Fällen“ (111) auf wörtliche Äußerungen der Schülerinnen und Schüler zurück.

Greifen wir exemplarisch einige Sätze heraus. Da ist die berühmte Nummer zwei der mittelalterlichen Schrift. Hier wird Gott mit einer unendlichen Kugel verglichen, deren „Mittelpunkt überall und deren Umfang nirgends ist“ (2). Diese These hat schon Denker im Mittelalter wie Meister Eckhart und Nikolaus von Kues, in unseren Tagen auch Peter Sloterdijk herausgefordert. Eins der fiktiven Zwillingskinder von Oberthür erklärt dazu: „So wie der Weg auf einer Kugel immer weiter geht [sic!], so haben auch die Wege Gottes keinen Anfang und kein Ende“, während der andere Zwilling zu ergänzen weiß: „Die Welt ist eine endliche Kugel in Gottes unendlicher Kugel. Darin leben wir eine begrenzte Zeit – Gott ist grenzenlos dabei“ (15).

Weiter: In der achten Deskription, die das Buch der Philosophen bringt, heißt es: „Gott ist die Liebe, die sich desto mehr verbirgt, je mehr wir sie haben.“ Der Autor verändert diese Aussage, zeigt seinen Eingriff aber nicht an, geschweige denn, dass er seine Variation begründet. Bei ihm lautet der Satz: „Gott ist die Liebe und die Quelle für alle Liebe in sich selbst“ (36).

Die ursprüngliche Deskription wird durch diese Veränderung kaum klarer. Meister Eckhart war hier besser. Er las statt „verbirgt“, latet, „gefällt“, placet. In der Tat wird dadurch der Sinn des Satzes einsichtig: Eckhart will diese achte These so verstehen, dass gesagt wird: Die Freude wächst, je mehr Gottes Liebe vom Menschen angenommen wird, im Menschen wirkt und vom Menschen anderen weitergegeben wird. In der Weitergabe der Liebe zum Nächsten geschieht Liebe, die ihrer selbst vergisst. Sie schaut nicht so sehr auf das Woher, nicht auf Ihren Ursprung, auf Gott, sondern auf ihr Wohin, auf den Adressaten der Liebe: den Nächsten.

Die Kinder indes betonen klipp und klar: „Gott selbst ist die Liebe und hat aus Liebe alles entstehen lassen!“ Sie formulieren geradezu poetisch: „Gott füllt die Herzen mit Liebe, damit sie ein Lächeln in sich haben und im Inneren Liebe ertönt, sodass die Liebe ewig schlagen kann“ (39).

Nehmen wir ein letztes Beispiel: Satz 15. Er heißt im Original: „Gott ist das Leben, dessen Weg zur Gestalt die Wahrheit ist und dessen Weg zur Einheit das Gutsein.“ Der Autor übernimmt diesen Satz unverändert. Was erstaunt; denn der Text ist schwierig, hoch philosophisch, von metaphysischem Charakter: Das Leben wird verstanden als ein Weg hin und zurück. Vom verum, unum und bonum, vom Wahren, Einen und Guten ist die Rede. Es sind die transzendentalen Bestimmungen des Seins. Nach Thomas von Aquin gründen sie in der Erkennbarkeit und Erkenntnis des Wirklichen. Sie drücken die ursprüngliche und urtümliche Beziehung von Sein und Denken aus. Da die Dinge der Welt keineswegs von unserem Erkennen abhängig sind, sie aber nur durch den Intellekt zu ihrem ganzen Vermögen gelangen, werden wir auf jenen schöpferischen Intellekt aufmerksam, ohne den es überhaupt kein unum, verum und bonum der Dinge gäbe. Sie gehen vom

göttlich-schöpferischen Geist aus und kehren wieder zu ihm zurück. Gott allein ist der Eine, Wahre und Gute. Er ist das dreifach potenzierte Leben.

Wir wissen: Der mittelalterliche Text gibt zu denken. Er zeigt auch heute noch seine Wirkung. Er hilft dabei, nicht nur von Gott zu sprechen, sondern richtig von Gott zu denken und zu sprechen. Die vorliegende Veröffentlichung belegt es. Oberthür versteht es, Gott in den verschiedenen Gesprächskreisen, besetzt mit jungen oder älteren Erwachsenen, ja sogar in der Grundschule zu thematisieren. Die Kinder fangen an, nicht nur nach Gott zu fragen, sondern sogar von Gott zu sprechen.

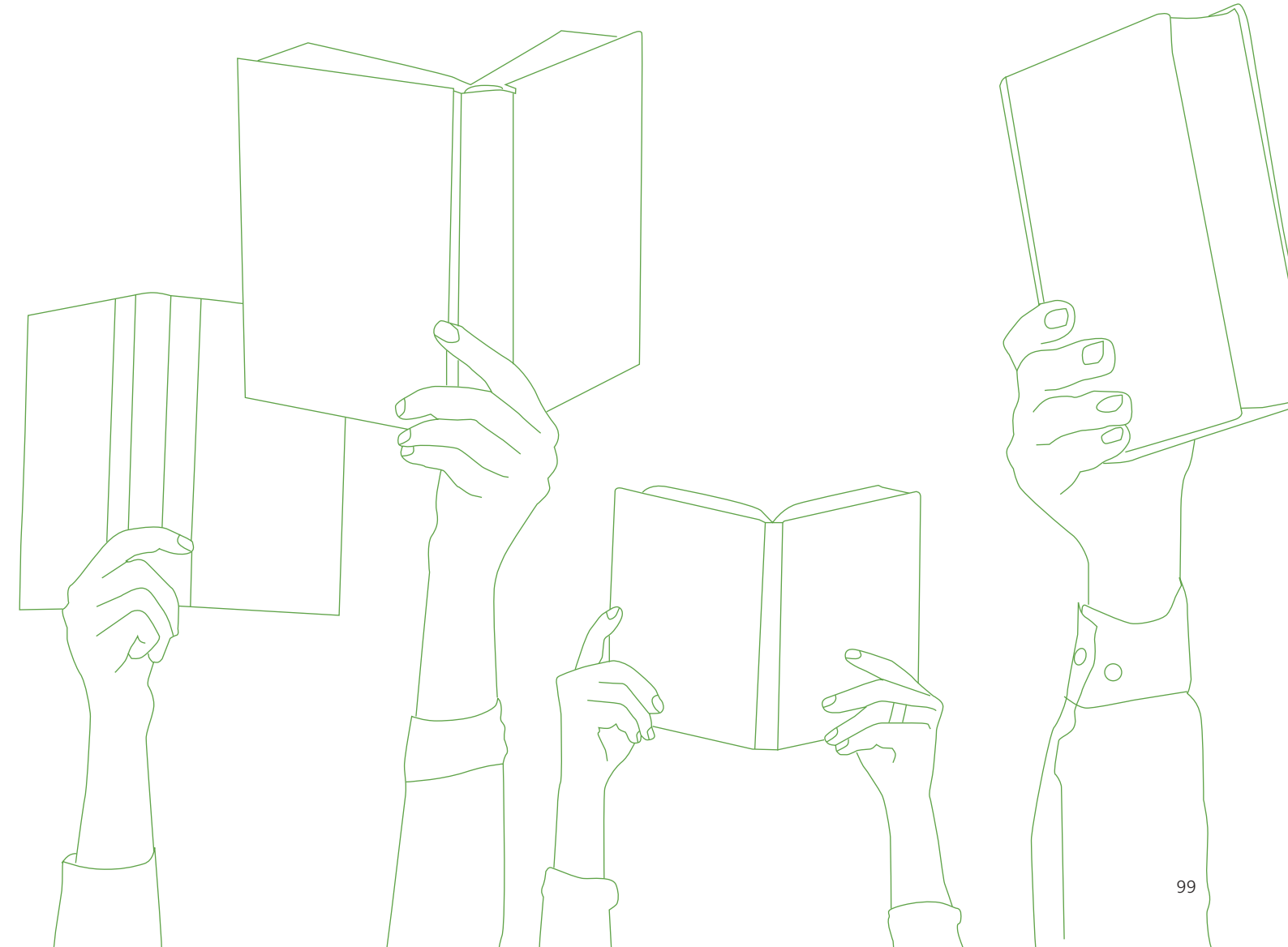
Einige Korrekturen sind anzubringen: Die früheste Handschrift des liber XXIV philosophorum taucht nicht, wie behauptet, „vor fast über tausend Jahren [...] in einer Pariser Bibliothek aus dem Nichts“ auf (2). Vielmehr stammt die älteste Handschrift aus der Bibliothèque municipale von Laon, einer Stadt im Norden Frankreichs.

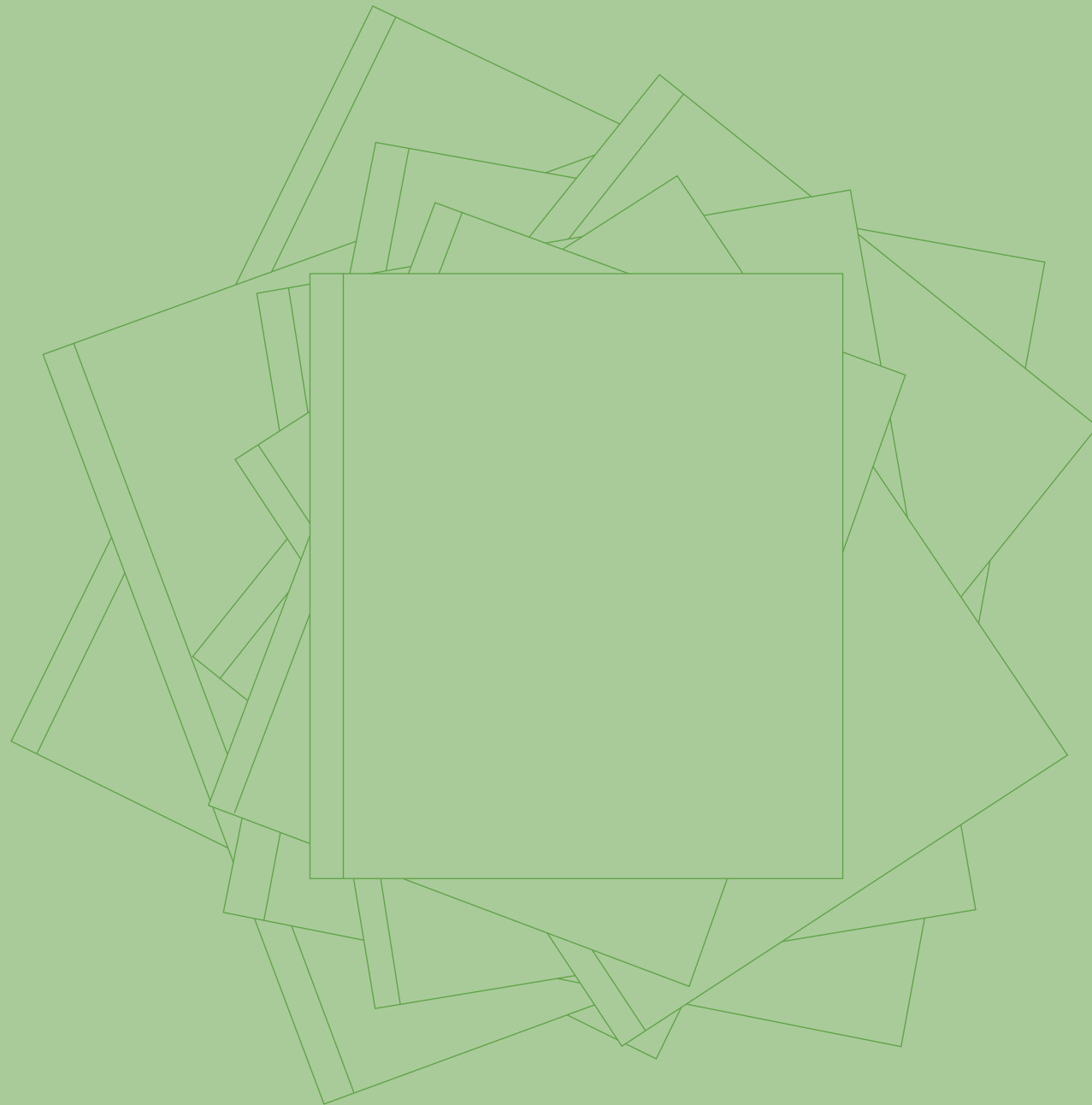
Das Werk stammt auch nicht, wie betont wird, aus kirchenkritischem Milieu, sondern aus der Mitte der Kirche und der christlichen Tradition selbst. Es wird zum ersten Mal zitiert von einem frommen Zisterziensermönch, von Alanus ab Insulis († 1202). In dieser Zeit war es keineswegs die Kirche, die die Freiheit des Denkens bedrohte. Im Gegenteil: Sie förderte das freie Denken wie keine andere Institution in der damaligen Welt. Sie machte es gesellschaftsfähig und setzte es im Abendland gegen erhebliche Widerstände durch: bis hin zur Gründung von Bildungseinrichtungen, die noch heute weltweit Karriere machen: den Universitäten. Gerade im 12. Jahrhundert waren es Frauen und Männer der Kirche, die antike und patristische Quellen sammelten, sichten, kopierten, reflektierten und systematisierten. So genannte Sentenzensammlungen entstanden, wur-

den kommentiert und schließlich mit ihren Quaestionen zu jenen berühmten theologischen Summen komponiert, die in der Scholastik im wahrsten Sinne des Wortes Schule machen sollten. Nein, das mittelalterliche Buch, auf das sich Oberthür hier stützt, stammt aus der Mitte der Kirche und ist ohne jeden antikirchlichen Zungenschlag formuliert worden. Es will genau das, was die meisten Theologen der damaligen Zeit wollten: von Gott handeln.

Oberthürs Opusulum greift diese Tradition auf. Es gibt zu denken und lädt Jung und Alt ein, von Gott zu sprechen. Der Autor wird dabei unterstützt von Barbara Nascimbeni, die es in der Tat versteht, das hier von Gott Gesagte durch ansprechende Illustrationen in Szene zu setzen. Möge das Werk viele Leserinnen und Leser finden. Die Lektüre lohnt sich.

Manfred Gerwing





Martin Breul
Schöpfung
Grundwissen Theologie
utb. 6065

Paderborn: Brill / Schöningh Verlag. 2024
206 Seiten
20,00 €
ISBN 978-3-8252-6065-1

Wer über den Glauben, dass die Welt eine Schöpfung Gottes sei, Grundwissen vermitteln will, steht vor drei Herausforderungen: Es muss der Inhalt dieses Glaubens geklärt werden, man muss Rede und Antwort stehen auf die Fragen nach der Rechtfertigung dieses Glaubens und dessen Bedeutung angesichts gegenwärtiger Ansichten und Problemstellungen. Diesen Aufgaben stellt sich Martin Breul in seinem Buch „Schöpfung“.

Die dem Schöpfungsglauben zugrunde liegende Frage ist die nach dem Sinn des Seins. Dies zeigt er an den biblischen Texten auf. Die Schöpfungserzählungen bringen im Kern den Glauben zum Ausdruck, dass die Welt von Gott gewollt und Gott dieser frei geschaffenen Welt dauerhaft in Liebe zugewandt ist. Diese Zielrichtung der Erzählungen erklärt auch, warum deren Interpretation als historisch zu verstehende Texte auf Widersprüche innerhalb der Texte selbst stößt und diese von Grund auf missverstanden werden, wenn man sie historisch interpretiert. Das Neue Testament nimmt auf die Schöpfung insofern Bezug, als der eschatologische und soteriologische Sinn der Erzählungen aus christologischer Perspektive weiter verstärkt werden.

Im Folgenden durchdenkt Breul die verschiedenen Spielarten des Denkens über das Verhältnis von Gott und Schöpfung und deren Wirkung auf das Welt-, Gottes- und Menschenbild. Er beginnt mit der Schöpfung als „creatio ex nihilo“ und der „creatio continua“, die das Spannungsfeld der Transzendenz Gottes und dessen in Liebe der Schöpfung Zugewandtheit markieren. Es wird immer wieder betont, dass der Schöpfungsglaube auf das Verständnis der Welt in ihrer Beziehung zu Gott zielt. Weil es um die existenzielle Bedeutsamkeit dieser Beziehung geht,



ist der Schöpfungsglaube als Theorie der Weltentstehung von Grund auf missverstanden.

Dieses Missverständnis gibt Anlass, sich mit dem Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaften auseinanderzusetzen. Breul kann hier zeigen, dass beide Wissenschaften Wirklichkeit unter verschiedenen, nicht aufeinander reduzierbaren Aspekten betrachten, so dass sowohl Evolutionstheorie als auch Schöpfungstheologie widerspruchsfrei angenommen werden können. Versuche, die Welt als Gottes Schöpfung mit naturwissenschaftlichen Argumenten zu widerlegen oder zu begründen, untersucht er anhand der atheistischen Positionen von Daniel Dennett und Richard Dawkins sowie der des „intelligent design“. Es gelingt Breul nachzuweisen, dass die Ablehnung von Religion (Dennett / Dawkins) auf einem Naturalismus basiert, dem eine verabsolutierte, metaphysische Grundprämisse zugrunde liegt. Gott als eine naturkausale Größe zur Erklärung natürlicher Phänomene einzuführen, wie es in dem Gedanken des „intelligent design“ geschieht, wird als übergriffig aufgezeigt. Die Konsequenz ist das Verschwinden Gottes in den sich zunehmend verengenden Erklärungslücken der Naturwissenschaft.

In der weiteren theologischen Entfaltung wird deutlich, dass Breul daran gelegen ist, die Modelle des Denkens über Gott, dessen Transzendenz gegenüber der Schöpfung, aber auch dessen Zugewandtheit zu ihr zu bewahren. So weist er das deistische Denken ebenso zurück wie den Pantheismus. Auch der Panentheismus wird dem nicht gerecht. Das geeignetste Modell sieht Breul in der Trinität, die die Transzendenz Gottes gegenüber der Schöpfung bewahrt und gleichzeitig die Verbundenheit mit dem Menschen in freier Kommunikation verdeutlicht.

Die Bedeutung der Schöpfungstheologie für das Verhältnis des Menschen zur nichtmenschlichen Schöpfung untersucht Breul anhand des Anthropozentrismus. Weder eine beliebige Verfügbarkeit der Schöpfung für den Menschen noch eine Verkenntung der besonderen Stellung des Menschen als Handlungssubjekt sieht er als gerechtfertigt an. Der Versuch, über eine „deep incarnation“ die ganze Schöpfung als Inkarnation zu verstehen, führt mindestens zu einem Panentheismus, wenn nicht zu einem Pantheismus.

Im abschließenden Kapitel wendet sich Breul den Handlungskonsequenzen zu, die sich aus dem Schöpfungsverständnis ergeben. Anhand der Klimakrise wird aufgezeigt, dass Schöpfungstheologie keineswegs die Ausbeutung der Natur legitimiert, sondern verantwortliches Handeln fordert und dafür auch eine Sinnperspektive bietet. Abschließend setzt sich Breul mit dem Transhumanismus auseinander, dem ein fragwürdiges Menschenbild zugrunde liegt, das Körper und Geist dualistisch versteht oder den Geist rein als materielle Größe fasst. Der Sinn besteht dann in der „Verewigung des Bestehenden“.

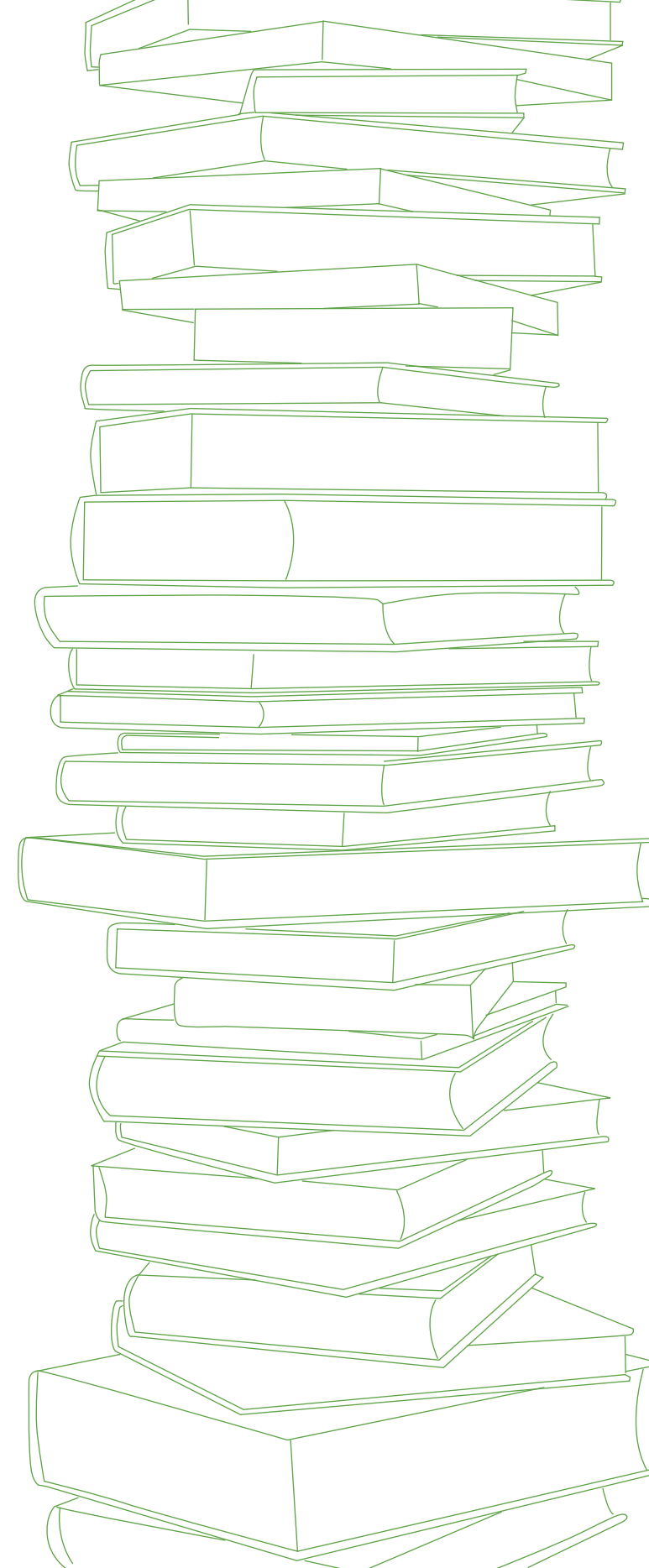
Das Buch von Martin Breul ist eine gelungene Darstellung der Schöpfungstheologie in ihrer Bedeutung für das Menschen-, Welt- und Gottesverständnis. Unvermeidliche Gegensätze, wie die Nähe und gleichzeitige Transzendenz Gottes, werden nicht einseitig oder in problematischen Kompromissformeln aufgelöst. Dies gilt auch für die Auseinandersetzung mit der Zentrierung auf den Menschen.

Dennoch eine Anregung meinerseits: Ich halte in dieser Diskussion die Bezeichnung „Anthropozentrik“ für den ausbeuterischen Umgang mit der Welt für problematisch: Es handelt sich eher um „Egozentrik“, weil dabei immer mit Menschen gerechnet wird, die nicht an den erreichten Zielen partizipieren, besonders kommende Generationen. Zu einer Anthropozentrik, so meine ich, gehört elementar die Verantwortung für den Lebensraum des / aller Menschen. Eine „Anthropo-de-zentrierung“ verkennt außerdem, dass jegliches „Interesse der Natur“ nur als vom Menschen antizipiertes Interesse denkbar und realisierbar ist.

In Bezug auf das Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaften wäre zu bedenken, dass etwa bei Thomas v. Aquin Begriffe wie Ursache und Bewegung philosophische Begriffe sind, die über den naturwissenschaftlichen Gehalt hinausgehen.

Insgesamt hat Martin Breul ein lesenswertes Buch vorgelegt. Sehr hilfreich sind die das jeweilige Kapitel einleitenden Fragestellungen sowie die abschließenden Zusammenfassungen. Es hat zu Recht einen Platz in der Reihe „Grundwissen Theologie“. Wenn man die kontroversen Diskussionen zwischen religiösen, areligiösen und antireligiösen Vertretern kennt, dann mag man vielen dieses Buch als Basiswissen empfehlen.

Johannes Drescher



Wolfgang Treitler
Jesus, Josefs Sohn
Der Messias als Tor des Bundes

Paderborn: Brill | Schöningh Verlag. 2023
915 Seiten
99,00 €
ISBN 978-3-506-79178-8

Schon der erste Satz dieser umfangreichen Studie zeigt, dass es dem Autor nicht um theologische Glasperlenspiele geht: „In den vergangenen drei Jahrzehnten trafen mich mehrmals Augen von Überlebenden der Schoa.“ Die Verfolgungsgeschichte der Juden, die in der Schoa kulminierte, bleibt auf den folgenden 900 Seiten präsent, auch wenn Wolfgang Treitler, der in Wien Fundamentaltheologie betreibt, zuvörderst die christliche Spitzenaussage – Jesus ist der Christus, Messias und Sohn Gottes – zu bedenken sucht. Dieses Bekenntnis wurde zum unterscheidend Christlichen, zum Ausgrenzenden auch. Vor allem gegenüber den Juden, die post Christum keine messianische Wende zu erkennen vermochten, das Bekenntnis somit nicht teilten; die zudem recht bald als Antichristen, als „Gottesmörder“ gar, diffamiert wurden. Die tragische Geschichte des Volkes des ersten Bundes, des Volkes Jesu, nahm ihren Lauf. Angesichts dieser „messianischen Misere“ fragt Treitler, ob das dogmatische Bekenntnis, speziell auch das der Konzilien des 4. Jahrhunderts, aufrechterhalten werden kann. Wenn seine Antwort eine verneinende ist, so geschieht das auf dem Hintergrund einer intensiven Betrachtung der christlichen Theologiehistorie. Diese nahm in dem jüdischen Prediger und Heiler Jesus von Nazareth den verheißenen Messias wahr, erhob ihn nach und nach in den Rang eines Gottessohnes. Treitler sieht darin einen Sieg des Paganen gegenüber dem Jüdischen; einen Sieg, der zudem in den Dienst der weltlichen Mächte gestellt werden konnte.



Man könnte meinen, dass dieses epochale Stück Geistesgeschichte bereits unzählige Male – mit unterschiedlichen Akzentsetzungen – erzählt worden ist. Das Besondere dieser Studie ist die Alternative, die Treitler entwickelt. Nicht das triumphale „davidische“ Messias-Konzept entspreche dem Leben und Schicksal Jesu, vielmehr das kleinere, das man „josephinisch“ buchstabieren kann. „Das legt sich durch eine kleine, aber gewichtige talmudische Referenz nahe, in der sich in einer Haggada plötzlich ein dramatischer messianischer Prozess aufspannt.“ Die Zuschreibung Sohn Josefs lässt sich vordergründig auf das Josef-Motiv im Matthäusevangelium zurückführen, in der biblischen Tiefe aber auf den Josef der Genesis, den Sohn Jakobs und „Träumer“, den ein wildes Geschick nach Ägypten bringt, wo er sich hellstichtig bewährt und nach und nach zu einer führenden Gestalt seines Volkes wird: „Er kennt Leiden, die ihn bis an die Grenze des Todes brachten, und er kennt Augenblicke der Erhebung, die er seinen Fähigkeiten dankt, Träume zu deuten, weil er selbst ein Mensch der Träume war, gegen Verzweiflung und Untergang gewandt.“ Die Anknüpfung an die Josef-Tradition berichtet in der von Treitler aufgegriffenen Talmudstelle – Sukka 52a – vom Tragischen. Dennoch gerät sie dort in einen messianischen Zusammenhang, was für den

Wiener Theologen den Vorteil hat, dass sie das Messianische nicht abschließt, vielmehr dynamisiert. „Jesus, Josefs Sohn“ wäre dann eine bleibende jüdische Spur; ein Moment in der Heilsgeschichte, das die Tatsache ernst nimmt, dass es kein „Ende der Geschichte“ gegeben hat, dass man das Leiden der Welt nicht durch allerlei postmessianische „Sublimierungen“ wegerklären kann und auch nicht sollte.

Der Rezensent dieser weitausholenden – auch abgründigen – Studie muss an vielen Stellen tief Luft holen. In gewichtigen Punkten mag er Wolfgang Treitler Recht geben, dort vor allem, wo es um das zu bewahrende jüdische Erbe wie um die menschliche Leidensgeschichte geht. An ebenso gewichtigen Stellen aber möchte er von „seinem“ Jesus nicht ablassen. Vom österlichen Jesus vor allem, dem der Fundamentaltheologe nicht viel zuzutrauen scheint. Hier möchte sich der Rezensent weiterhin an Paulus orientieren, der die Spannung von Kreuz und Ostern aufrechterhält; für den Jesu österlicher Sieg stets ein gekreuzigter Triumph ist. Die Geschichte ging nachösterlich weiter, in Herrlichkeit wie in furchtbarem Leiden. Doch davon spricht das Christentum in seinem Kern. Die Hinweise Wolfgang Treitlers freilich auf die rasche und nicht selten opportunistische Distanzierung der Christen von ihrer Mutterreligion, auf die „hellenistischen Vermessenheiten“ im Dogmatischen auch, bleiben göltig.

Christian Heidrich

Jürgen Werbick

Christentum – kann das weg?
Glauben in Zeiten der Kirchenerschöpfung

Ostfildern. Matthias-Grünwald-Verlag. 2023

235 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-7867-3329-4

Dieser Band stellt eine Sammlung von Einzelbeiträgen dar, die je für sich lesbar sind. Gemeinsam ist ihnen die Auseinandersetzung mit dem, was Jürgen Werbick im Untertitel die „Kirchenerschöpfung“ nennt, und es spricht für ihn, dass er nicht in den Chor derer einstimmt, für die sich die Kirche auf das Thema „Missbrauch“ reduziert, sondern seine Diagnose tiefer ansetzt.

So ist dem Autor die Gegenwart durch ein „innerkirchliches Schisma“ geprägt, das die Kirche horizontal durchzieht. In ihrer institutionell verfassten Gestalt erscheint diese Kirche ihm als ein System der Macht, das mit dem Gestus des Wahrheitsbesitzes auftritt und die Glieder dessen zu disziplinieren beansprucht, was Paulus den organischen „Leib Christi“ nannte. Die Bestimmung des Menschen als Sünder breche dabei das menschliche Selbstvertrauen und mache ihn auf diese Weise für die genannte Disziplinierung gefügig. Der neuzeitliche Prozess der Aufklärung habe aber den Menschen aus dieser Unterwerfungspose befreit, so dass die angesprochene Kirchenverdrossenheit zugleich dem mündigen Katholiken einen neuen Zugang zum Gottesglauben bahne.

Nietzsches Wort vom „Tod Gottes“ signalisiert dabei für Werbick den Bedeutungsverlust desjenigen Gottesglaubens, den die Kirche auf die besagte Weise verkündet. Anders als in der Interpretation, die Nietzsche diesem Diktum gibt, zeige der sogenannte Tod Gottes jedoch in Wirklichkeit den Exodus Gottes aus seiner Kirche an. Für denjenigen, der das theologische Werk Werbicks kennt, ist die Grundüberlegung, die hinter den referierten Gedanken steckt, nicht neu. Schon vor 30 Jahren bezog er sich in seinem großen Werk über „Die Kirche“ zu-



stimmend auf Augustinus, wenn er feststellte, dass viele, die in der Kirche zu sein meinen, in Wirklichkeit draußen seien, und umgekehrt etliche, die draußen zu sein scheinen, in Wirklichkeit drinnen seien. Insofern lässt sich die Wirksamkeit des göttlichen Geistes nicht auf die sichtbare Kirche begrenzen. Darum kann man das Wesen der Kirche von ihrem Unwesen zwar unterscheiden, aber nicht trennen, denn das Wesen der Kirche realisiert sich in ihrem historischen Unwesen. Was für Werbick seinerzeit lediglich eine Unterscheidung war, wird ihm jetzt allerdings zur Trennung. Dass im jüdischen Glauben Gott aus dem zerstörten Tempel ausgezogen ist, ist ihm der allegorische Vorausverweis darauf, wie gegenwärtig ein vom Geist Gottes geleiteter Glaube aus der – in einem wörtlichen Sinne – herrschenden Kirche auszieht.

Diesen Glauben bestimmt er als ein Grundvertrauen in das Leben und in die Welt, das einerseits sich von einem Selbstentfaltungs- und Weltvollendungswahn absetzt, das nur in die kritisierte „Wahrheitsbesitzer-Mentalität“ zurückfällt; andererseits füge dieses Vertrauen sich in ein Gottvertrauen ein, das menschliche Vollendungsstrategien relativiert

und sich damit bemüht, das Ganze der Weltvollendung nur im Fragment bezeugen zu können. Der solcherart beschriebene Glaube findet seine objektive Begründung im Zeugnis von einem Gott, der seine Größe gerade in der Niedrigkeitsgestalt des Kreuzes offenbart. – Bei aller einstweiligen Zustimmung wirft die vorliegende Konzeption aber auch weiterführende Fragen und Einwände auf:

(a) Die Kritik der Kirche als Disziplinierungsanstalt ist nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass Werbick im Jahr 1989 zu den Mitunterzeichnern der „Kölner Erklärung“ gehörte, die sich aus guten Gründen „wider die Entmündigung“ der Gläubigen und „für eine offene Katholizität“ aussprach. Aber haben in der Wirkungsgeschichte dieses Aufbegehrens Bewegungen wie „Wir sind Kirche“ nicht den kritisierten Exklusivitätsanspruch der Kirchenleitung nur unter umgekehrten Vorzeichen übernommen? Und ist der von Werbick als Ausdruck eines rechthaberischen Dogmatismus kritisierte „Weltkatechismus“ nicht die Reaktion auf die auch von ihm kritisierte Mentalität, welche die Botschaft von Gott in menschliche Selbstfindungsprozesse hinein auflöst?

(b) Dass die Bestimmung des Menschen als Sünder dem Ringen um Emanzipation und Mündigkeit im Weg stand, kann gewiss nicht bestritten werden. Aber kommen wir mit der von Werbick geforderten Abschaffung der Sünde weiter, wenn wir daraus nur eine Gefangenschaft in den Mechanismen des Bösen machen? Dass derjenige, der vom Menschen als Idee hoch denkt, sich oft gezwungen sieht, die real existierenden Menschen zu verachten, wusste nicht nur Thomas Mann, sondern darf als Fazit dessen gelten, was wir die „Dialektik der Aufklärung“ nennen. Es war in diesem Sinne kein Zufall, dass Rousseaus fünf Kinder ihr Leben in einem Waisenhaus verbrachten.

(c) Insofern ist vor allem Werbicks Darstellung dessen kritisch zu befragen, wie sich die Kirche gegenüber dem neuzeitlichen Prozess der Aufklärung in einen Elfenbeinturm vermeintlichen Wahrheitsbesitzes zurückgezogen hat und mit dem „Syllabus“ sich im Jahr 1864 gegen eine Reihe „Zeitirrtümer“ abschottete. War diese aus heutiger Sicht gewiss zu verurteilende Reaktion nicht vor allem durch die antikirchliche Gewalt motiviert, die sich in der Wirkungsfolge der Französischen Revolution an der Kirche entlud? So erinnerte jüngst der Historiker August Heinrich Winkler daran, dass die Produktivkraft des Zweifels schon von Petrus Abaelardus (1079–1142) entdeckt wurde, und Werbicks Münsteraner Kollege Alfons Fürst machte seinerzeit darauf aufmerksam, dass die Freiheitskonzepte der Moderne bereits von Origenes (geb. 185) vorformuliert worden seien.

So kann das vorliegende Werk bei wachsender Lektüre zur Anregung werden, sich noch einmal der Aktualität von Hans Urs von Balthasars Schrift „Der antirömische Affekt“ (1974) zu vergewissern.

Gerd Neuhaus

Jan Loffeld
Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt
Das Christentum vor der religiösen Indifferenz.

Freiburg: Herder Verlag. 2024
192 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-39569-7

Bereits der einem Oxymoron ähnliche Titel erzeugt Aufmerksamkeit und unterbricht ein flüchtiges Überfliegen des Titels: „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt.“ War die Pastoral bis vor wenigen Jahren noch der Meinung, dass etwas fehlen müsse, wenn Gott im Leben von Menschen keine Rolle spielt, und dass es die missionarische Aufgabe der Kirche sei, die Menschen für diese Leerstelle zu sensibilisieren, so zeigt das Buch von Jan Loffeld einmal mehr, dass es einer deutlichen Haltungsänderung bedarf. Mit einer bislang kaum ernsthaft beachteten Option schließt Loffeld, Professor für praktische Theologie an der Tilburg University School of Catholic Theology in Utrecht, gut an seine Habilitationsschrift des nicht notwendigen Gottes (2020) an, indem er „die ‚säkulare Option‘ des Apa-Theismus“ (34) ins Gespräch bringt. Diese bezeichnet einen der drei Subtypen innerhalb der Gruppe der Säkularen, der auch in der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung von 2022 unter der Bezeichnung „Indifferente“ explizit benannt wird. Der Apatheismus als „völlige existentielle Unberührtheit von religiösen Fragen“ (36) ist ein Phänomen, das, so Loffeld, für die Theologie eine Herausforderung bedeute und auf das sie wenig vorbereitet sei. Vor diesem Hintergrund macht Loffeld auf knapp 190 Seiten ein Angebot zur Reflexion der pastoralen Praxis. Dies geschieht nicht im luftleeren Raum. Vielmehr bietet er den Lesenden eine solide Basis, indem er wissenschaftliche Erkenntnisse für die Praxis gut verständlich aufbereitet, erläutert und schließlich offene Gedanken, Praxisbeispiele und Perspektiven als Gesprächsräume anbietet.



Loffeld gliedert seine Gedanken in vier große Einheiten mit Schlussteil. In einem ersten Schritt stellt er in Auszügen die aktuelle innerkirchliche Debatte in Bezug auf die Themen Kirchenkrise und Säkularisierung vor und benennt im Zuge dessen einige oft vertretene Paradigmen, die entgegen dem aktuellen Relevanzverlust aufrechterhalten werden, wie etwa Bekehrungs- oder Optimierungsimperative. In einem zweiten Teil werden einige der gängigen Instrumentarien gegen den Relevanzverlust der Kirchen aufgezeigt und vor dem Hintergrund aktueller soziologischer Erkenntnisse besprochen. Dabei merkt Loffeld u.a. an, dass viele pastorale Angebote, die „vom Sender her denken, den Anschluss an große Teile unserer kulturellen und gesellschaftlichen Wirklichkeit verloren [haben]“ (76). Der dritte Teil widmet sich explizit der Beobachtung, dass die christliche Botschaft vielfach scheinbar nicht mehr „gebraucht“ wird, um ein irdisches Leben in Fülle

und Freude führen zu können. Loffeld stellt in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Nicht-Notwendigkeit Gottes. In einem vierten Teil bringt der Autor einige Perspektiven ein, die zur interdisziplinären Diskussion einladen. So erwähnt er etwa das Resonanzkonzept des Soziologen Hartmut Rosa oder die Option des Ana-Theismus Richard Kearneys. Die vielfältigen Reflexionen münden schließlich in einen kurzen, offenen Blick in die Weiten der deutschen Kirchenlandschaft, wodurch die Lesenden eingeladen werden, eigene Perspektiven zu entfalten.

„Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt. Das Christentum vor der religiösen Indifferenz“ ist ein lesenswertes Statement, das um seine Vorläufigkeit und Unabgeschlossenheit weiß und nicht zuletzt aus diesem Grund auf die persönliche Weiterentwicklung der Thesen mit dem angebotenen Perspektivwechsel Lust macht. Alle Kritik an bestehenden Konzepten ist dabei spürbar von der Überzeugung getragen, dass das „Christentum [...] zweifelsohne eine Zukunft [hat].“

Sandra Pantenburg

Christian Ströbele / Erdoğan Karakaya /
Armina Omerika / Eckhard Zemmrich (Hg.)

Rechtspopulismus und Religion

Herausforderung für Christentum und Islam

Theologisches Forum Christentum und Islam

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2024

334 Seiten m. Abb.

36,00 €

ISBN 978-3-7917-3402-6

Die Europawahl 2024 hat gezeigt, dass sich die politischen Kräfteverhältnisse verschieben. Spätestens seit der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 finden in Deutschland politische Diskursverschiebungen verbunden mit teils scharfen öffentlichen Meinungsbekundungen statt. Solche Diskursverschiebungen werden häufig mit dem Stichwort „rechtspopulistisch“ beschrieben, weil sie Kriterien erfüllen, die diese Kennzeichnung nahelegen. Dazu gehört, dass diese Diskurse behaupten, einzig die Stimme „des Volkes“ zu repräsentieren. Dafür müssen solche Diskurse notwendig einen Gegensatz bzw. eine Feindschaft zwischen „den falsch regierenden Politikern“ und den normalen Menschen aufbauen, den „richtigen“ Angehörigen des Volkes und den „weniger richtigen“. Dazu kommen eine Affinität zu autoritären Haltungen und die Fokussierung auf Einzelthemen (etwa Migration oder Gender), die solche Diskurse kennzeichnen.

Die evangelische und katholische Kirche in Deutschland kritisieren von Anfang an solche rechtspopulistischen Diskurse. Selbst konservative Kirchenvertreter honorierten die Haltung, mit der die damalige Bundeskanzlerin sich für einen christlich-humanitären Umgang mit Ankömmlingen starkmachte und politisch viel riskierte. Das Konservative, so zeigte sich, ist nicht deckungsgleich mit dem Rechtspopulismus. Es blieb jedoch nicht aus, dass eine Minderheit versuchte, Themen in die Öffentlichkeit zu drücken, die eine Gefährdung eines sogenannten christlichen Abendlandes heraufbeschwor. Im Hintergrund formierten sich Allianzen zwischen hauptsächlich AfD-affinen Merkelkritikern und Christen, die einen kulturellen Identitätsverlust, insbesondere mit der Zunahme



muslimischer Migranten, fürchteten. Hier begann der Versuch, kirchenöffentliche Positionen mit Hilfe von kultur-religiösen, theologiegeschichtlichen oder biblischen Argumenten zu desavouieren. Es entstand eine Melange aus religiösem Rechtspopulismus und rechtspopulistischer Religion.

Der Sammelband „Rechtspopulismus und Religion“ geht u.a. diesen Allianzen zwischen Rechtspopulismus und Religion nach. Er ist das Ergebnis einer multidisziplinären Onlinetagung des Forums Christentum und Islam, das im März 2022 stattfand; der Fokus liegt logischerweise auf den Religionen Christentum und Islam. Er blickt dabei nicht nur auf die deutschen Verhältnisse eines christlich imprägnierten Populismus. Auch rechtspopulistische Tendenzen im Islam werden thematisiert.

Vor allem die Tatsache der Identitätsstiftung macht Religion grundsätzlich anfällig und interessant für den Rechtspopulismus, wollen doch o.g. rechtspopulistische Diskursverschiebungen mit Hilfe von historischen (und christlichen bzw.

islamischen) Großerzählungen eine neue abendländische (oder morgenländische) Volksidentität erschaffen, die in der Lage sein könnte, das demokratische Prinzip von Freiheit und Menschenwürde in den Hintergrund zu drängen. Religion bietet seit jeher Identität und wurde auch in ihrer Geschichte immer wieder als Identitätsmarker gesetzt. Das trifft für das Christentum wie für den Islam zu; Bekim Agai exerziert dies anhand des islamisch-theologischen Motivs der „Umma“, der Idee einer weltweiten Einheit der Muslime, die gegenwärtig (z.B. in der Türkei) nationalpolitisch missbraucht wird. Der Band analysiert nicht nur unheilige Allianzen zwischen politischem Machtstreben und Religion, er geht auch mit ihnen theologisch ins Gericht. Frank van der Velden zeigt die Engführung eines rechtspopulistischen Umgangs mit den christlichen Anfängen in unseren Breiten, wenn er als Gegenthesen gegen ein weißes Christentum den schon früh in Deutschland verehrten schwarzen Heiligen Mauritius ins Feld führt. Diese inhaltlich-theologischen Auseinandersetzungen sind wichtig, um sich im Streit mit rechtspopulistischen Positionen nicht allein auf einer Metaebene zu bewegen und Diskurse nur als „rechtspopulistisch“ zu kennzeichnen. Dass autoritäre Elemente von Religion rechtspopulistische Anknüpfungspunkte bieten, zeigt Sonja Angelika Strube in ihrem Beitrag vor dem Hintergrund von Spätwirkungen römisch-katholischer Engführungen im 19. Jahrhundert, die bis heute nachwirken.

Der Band richtet seinen Blick auch auf praktische Auswirkungen und Umgangsformen mit rechtspopulistischen Positionen. Wie häufig kommt es vor, dass Religiosität in Extremismus umschlägt? Florian Volm zeigt, dass Studien zufolge eine religiöse Identität mehrheitlich nicht dazu führt, eine extremistische Identität zu befördern. Der ehemalige Landesbischof Markus Dröge berichtet von seinen Erfahrungen und Auseinandersetzungen mit Personen rechtspopulistischer Positionen und plädiert für gut vorbereitete inhaltliche Auseinandersetzungen, auch auf offenen Bühnen bei Kirchentagen.

Hervorzuheben ist der Aufsatz von Regina Elsner, die die Allianz zwischen der Russisch-Orthodoxen Kirche und dem russischen Staat nachzeichnet. Man versteht, in welche Zwänge sich die Kirche in Russland manövriert hat, als sie sich zum kriegsideologischen Gehilfen von Putin gemacht hat. Gleichzeitig bekommt man vor Augen geführt, dass das alte byzantinische Prinzip schon immer eine Symphonie zwischen Kirche und Staat vorgesehen hat, weshalb es im Grunde in Russland keine richtige Kultur von kirchlicher Staatskritik gibt.

Der Sammelband gibt sich zurückhaltend, kritisch und konstruktiv. Das ist sehr zu loben. Er vermeidet einen besserwisserischen Tonfall und kann dadurch umso glaubwürdiger zeigen, was es braucht, um rechtspopulistische Diskurse mit religiösem Anstrich zu schwächen: gute Arbeit im interreligiösen Feld. Vorurteile abbauen. Die Idee stärken, dass Freiheit und Menschenwürde moderne Grundpfeiler unseres Zusammenlebens geworden sind, die jedem völkischen oder national-religiösen Großnarrativ überlegen sein sollten und sich hervorragend theologisch reformulieren lassen.

Johannes Lorenz

Martin M. Lintner

Christliche Beziehungsethik

Historische Entwicklungen – Biblische Grundlagen – Gegenwärtige Perspektiven

Freiburg i. Br.: Herder Verlag. 2023

684 Seiten

58,00 €

ISBN 978-3-451-39274-0

Die Sexualmoral der katholischen Kirche zählt zu den „heißen Eisen“. Denn die Morallehre zu Sexualität, Ehe und Familie wird längst disziplinierend eingesetzt: Verschiedene Gruppen innerhalb der katholischen Kirche messen das Katholisch-Sein einer Person schlicht daran, ob sie der kirchlichen Morallehre zu Sexualität, Ehe und Familie zustimmt und keine Normen in Frage oder Diskussion stellt. Wer das Fach Moraltheologie vertritt, kann mit sexualethischen Publikationen schnell auch in Stress und Konflikt mit dem Vatikan geraten. Der Autor dieses Buches kennt die Gefahr solcher Konsequenzen aus eigener Erfahrung seit langem.

Martin M. Lintner ist Professor für Moraltheologie und Spirituelle Theologie in Brixen. Er befasst sich seit vielen Jahren mit der kirchlichen Sexualmoral. Dieses moraltheologische Nachdenken und Forschen ist aufgrund seines reflektierten seelsorglichen Wirkens als Ordenspriester im besten Sinne geerdet. Lintner weiß, dass Menschen im großen Bereich der Sexualität verwundbar sind und die kirchliche Sexualmoral Verletzungen von Menschen mit sich gebracht hat und bringt. Die starke Reglementierung der katholischen Sexualmoral ist dabei nicht der einzige Faktor. Vielmehr hat die Kirche oft Positionen vertreten und verkündet, die sexualfeindlich sind, gute Sexualität zwingend mit dem Willen zur Fortpflanzung verknüpfen und darauf verkürzen sowie der Freude aneinander und der Lust schnell mit dem Verdacht des Sündhaften begegnen. Eine grundlegende Kritik lautet daher: Die Sexuallehre der Kirche nimmt den aktuellen Stand des Wissens über Sexualität nicht hinreichend auf und wird der Sexualität und folglich vielen Menschen nicht gerecht. Die Ablehnung von ganzheitlich



intim gelebten homosexuellen Beziehungen ist ein Beispiel, an dem sich dieses Problem der Sexualmoral verdeutlicht.

Das Anliegen Lintners ist die Erneuerung der katholischen Sexualmoral. Mit seinem Buch „Christliche Beziehungsethik“ will er dazu einen Beitrag leisten und zugleich zu einem „offenen, kritisch-konstruktiven Dialog zwischen Lehramt und Moraltheologie“ (28) einladen. Dabei denkt Lintner, wie viele in der Theologischen Ethik, die theologische Sexualethik als Beziehungsethik. Er löst sich nicht von der kirchlichen Tradition los, sondern nimmt sie auf und schließt an sie an. Dieses Unternehmen ergibt dieses Buch von insgesamt 684 Seiten, das ein 56-seitiges Literaturverzeichnis und ein aufgrund des Buchumfanges besonders hilfreiches 6-seitiges Stichwortverzeichnis enthält.

Der erste Teil arbeitet historische Entwicklungen heraus und zeigt, dass sich die kirchliche Lehre bereits seit der frühen Kirche dynamisch entwickelt. Lintner konzentriert sich auf die kirchliche Ehelehre, zeichnet Grundzüge chronologisch von philosophischen Einflüssen der Antike bis zur Position von Papst Franziskus auf 207 Seiten nach und bietet damit eine ausführliche, detaillierte Gesamtschau zu den Grundlinien dieser Entwicklung. Leserinnen und Leser, die keine tieferen Vorkenntnisse der Ethik haben, gewinnen zudem Einblicke in Grundzüge prägender philosophischer Traditionen und fundierte Kenntnisse von einschlägigen lehramtlichen Dokumenten.

Der zweite Teil widmet sich, wie die Überschrift ankündigt, den „biblischen Grundlagen einer erneuerten Ethik der Sexualität und der Beziehung“. Auf 186 Seiten werden alttestamentliche und neutestamentliche Stellen ausgewertet. Es zeigt sich dabei beispielsweise, wie unbefangen alttestamentliche Texte über Sexualität sprechen, wie klar sie Sexualität bejahen und wie deutlich die Gefahr der Unterdrückung und Gewalt im Bereich der Sexualität gesehen wird. Die genauen exegetischen Ausführungen machen klar, dass eine Erneuerung der katholischen Sexuallehre sich aus bibeltheologischen Einsichten nähren kann – und sicherlich auch muss.

Im dritten Teil leistet Lintner auf 173 Seiten die Begründung seiner christlichen Beziehungsethik. Zunächst wird hervorgehoben, dass kirchliche Tradition immer lebendig ist und moralische Normen auf ihren ursprünglichen Sinngehalt sowie das Verständnis des Menschen hin befragt werden müssen. Auf dieser Grundlage wird die Sexualmoral in den Blick genommen; Anstöße für eine beziehungs-ethische Erneuerung erwachsen laut Lintner v. a. aus dem Missbrauchsskandal, den Genderforschungen, gesellschaftlichen Entwicklungen und aus na-

tur- und humanwissenschaftlichen Erkenntnissen. Die Hauptkriterien der erneuerten Sexualmoral benennen die Unterkapitel „Achtsamkeit auf Vulnerabilität“, „Sittliche Autonomie im Kontext einer relationalen Verantwortungsethik“ und „Primat der Liebe“. Bei diesen ethischen Leitkriterien klingt bereits an, dass es um eine Änderung geht, die sich von einer Norm- hin zu einer Tugendethik bewegt – oder, wie er formuliert, „von einer Verbots- und Gebotsmoral zu einer ‚Befähigungsmoral‘“ (563). Das letzte Kapitel handelt von der Sakramentalität der Ehe, denkt in diesem Licht über die Unauflöslichkeit der Ehe nach und skizziert eine Spiritualität der Ehe. Danach folgt ein „Nachtrag“ zum Grundtext des Synodalforums „Leben in gelingenden Beziehungen“.

Das Buch ist gut lesbar und für einen breiten Kreis von Interessierten verstehbar. Die starke Konzentration auf die kirchliche Ehemoral ist dem Untersuchungsgegenstand geschuldet. Bei der Analyse und Reflexion behandelt Lintner aber viele damit zusammenhängende Themen. Dazu gehören die Genderforschungen und der Feminismus. Lintner hebt das Erfordernis einer sachgerechten, kritischen und konstruktiven Auseinandersetzung mit der Sexual- und Ehemoral bereits in der Einleitung hervor. Diese Anforderung gilt für das Lehramt genauso wie für die Moraltheologie. Der Autor löst diesen Anspruch selber ein. Er geht mit Ansichten fair um, bezieht sehr klar Position und argumentiert gründlich. Lintner hat hier ein gelungenes Buch vorgelegt, das seit seiner Veröffentlichung stark wahrgenommen wurde – und das zu Recht. Die Lektüre kann uneingeschränkt empfohlen werden.

Edeltraud Koller

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN

Michael Fishbane
Einstimmung auf das Heilige
Eine jüdische Theologie

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von
Manfred Oeming und Udo Richter
Mit einem Geleitwort von Manfred Oeming
und einer Einleitung von Markus Krah

Freiburg: Herder Verlag. 2023
288 Seiten
35,00 €
ISBN 978-3-451-38980-1

Vom 3. bis 4. November 2019 gab es in Berlin eine gemeinsame Fachtagung der Deutschen Bischofskonferenz mit der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland (ORD). Im Laufe der Tagung kristallisierte sich immer mehr heraus, dass das jeweilige Verständnis von Theologie, ihren Methoden und ihren Gegenständen unterschiedlich ist. Leider konnte dieser Thematik aus Zeitgründen nicht mehr vertieft nachgegangen werden; sie ist aber weiterhin ein zentraler Diskussionspunkt im jüdisch-christlichen Dialog in Deutschland, der aber bisher wenig bearbeitet wurde. Von daher ist Michael Fishbanes Buch „Einstimmung auf das Heilige – Eine jüdische Theologie“ ein Glücksfall, der konstruktiv von christlicher Seite aufgenommen werden sollte. Wie die Einleitung von Markus Krah zeigt, sind im nordamerikanischen Kontext nach dem Zweiten Weltkrieg bahnbrechende Arbeiten zum Verständnis jüdischer Theologie entstanden (z.B. von A. Heschel, J.B. Soloveitchik, N. Gillman), die aber wenig im europäischen Kontext bekannt sind.



Michael Fishbane entfaltet seinen Ansatz jüdischer Theologie in fünf Kapiteln. Den Ausgangspunkt jedweder Theologie verortet er in der Erzählung vom brennenden Dornbusch (Exodus 3,1 - 4,17), in der von der ersten Begegnung Mose mit Gott berichtet wird. Für Fishbane hat dabei die Offenbarung des Gottesnamens zentrale Bedeutung, den er als „Ich werde sein, wie ich sein werde“ (Exodus 3,14) übersetzt. Die Eigenbezeichnung Gottes im Futur zeigt, dass Jahwe für jeden Menschen und zu jeder Zeit eine Zukunft eröffnet und daher immer dem Sein den Vorzug vor dem Nicht-Sein gibt. Von daher beinhaltet der Glaube an Gott immer die Hoffnung auf eine fortgesetzte Creatio continua, die Leben will und Leben schafft.

Theologie hat für den Theologen daher seit der Selbstoffenbarung am Sinai den Auftrag, Gottes Spuren und Wirken in der Welt offenzulegen. Gott selbst ist im Sinne der *Theologia negativa* für den Menschen nicht greifbar und ein absolutes Geheimnis. Wer und was Gott ist, kann nur indirekt über das erschlossen werden, was im Suchprozess im Alltag von ihm entdeckt werden kann. Von daher ist Theologie für Fishbane kein Unternehmen, das allein am Schreibtisch abgehandelt wird. Im Rekurs auf Luthers Diktum „*Vera theologia est practica*“ muss Theologie immer konkrete Bezüge zu den jeweiligen Lebenswelten der Menschen haben. Da diese aber je nach Kultur, Ort, Zeit und Erfahrungshorizonten unterschiedlich sind, gibt es diachron und synchron eine große Pluralität von theologischen Ansätzen, die durchaus zu konträren Ergebnissen kommen können.

Zugleich weist Fishbane darauf hin, dass Theologie, die immer menschlichen Ursprungs ist, einen ganzheitlichen Ansatz verfolgen muss. Das heißt: Theologie ist immer ein geistiger und leiblicher Prozess, weil der Mensch Geist und Leib ist. Ohne die Reflexion auf die leiblichen Erfahrungen und die alleinige Betonung des Geistes ist Theologie nicht nur einseitig, sondern auch falsch. Neben dem Geist sind die Erfahrungen des Leibes gleichwertige Erkenntnisorte der Theologie.

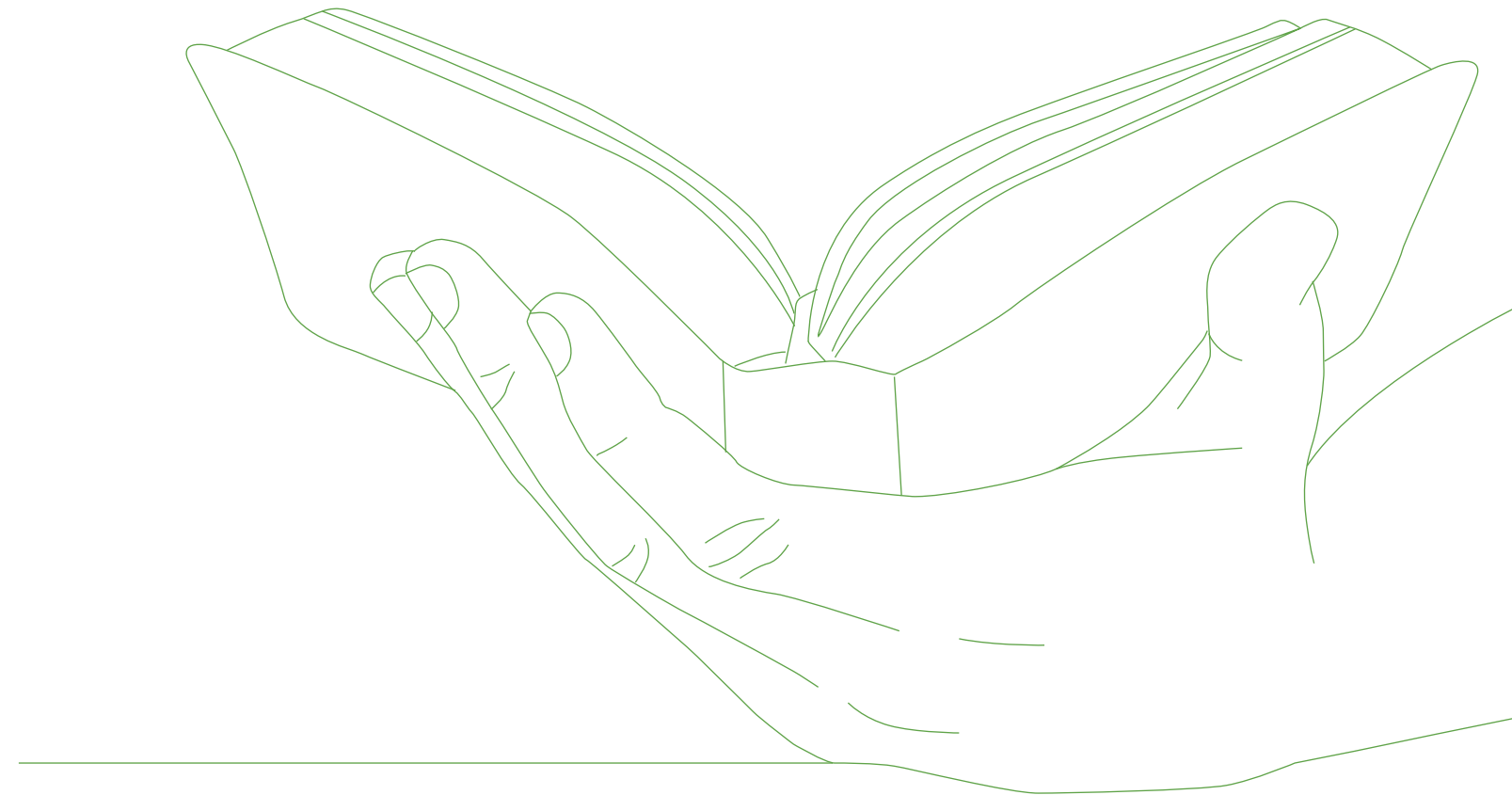
Fishbane versteht seinen Ansatz einer jüdischen Theologie als integratives Projekt, das versucht, die verschiedenen Erfahrungsebenen des Menschen, worunter auch die Wissenschaften, Künste und Politik gehören, als produktive Orte der Gotteserkenntnis zu entdecken. Zugleich hat für ihn die Gotteserkenntnis auch starke (sozial)ethische Implikationen: Weil Gott im Sinne des Shalom als umfassendes Wohlergehen und Heil für den Menschen Zukunft schafft, ist der Mensch wiederum verpflichtet, dies in seinen Beziehungen und Handlungen zu leben.

Für Fishbane muss jüdische Theologie immer in der Lage sein, Wissenschaft, Spiritualität, Ästhetik, Ethik und die Lebenswelten der Menschen zusammenzuführen. Dieser starke integrative Ansatz kann für das christliche Verständnis irritierend sein, zumal es seit dem 19. Jahrhundert zu einer enormen Binnendifferenzierung in der Theologie kam, die sich im 20. Jahrhundert fortsetzte. Zugleich ist auch seine Sprache für Theologen aus dem europäischen Kontext eher ungewöhnlich, weil sie sehr narrativ und poetisch gefärbt ist.

Für den jüdisch-christlichen Dialog und die damit verbundene Theologie ist Michael Fishbanes Buch ein Juwel und ein Gesprächsangebot. Es ist zu hoffen, dass christlicherseits dieses Angebot produktiv an- und aufgenommen wird. Zugleich wird in diesem Werk auf eine eher indirekte Weise deutlich, wie stark das Christentum vom Judentum geprägt ist. Dies wiederzuentdecken, müsste gegenwärtig eine hohe Priorität haben.

Zum Schluss soll lobend erwähnt werden, dass das Buch hervorragend lektoriert wurde. Vor allem der Anmerkungsapparat bietet viele Verständnishilfen. Weiterhin wäre es für den europäischen und deutschen Kontext hilfreich und produktiv, wenn weitere Werke jüdischer Theologen aus dem nordamerikanischen Bereich übersetzt und herausgegeben würden.

Detlef Schneider-Stengel



Jehoschua Ahrens
Mit der Tora durch das Jahr
Eine lebensnahe Auslegung der PARSCHIOT

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2023
287 Seiten
25,00 €
ISBN 978-3-579-07193-0

Bereits in der Einleitung legt der Autor dar, dass die jüdische Auslegung der Tora äußerst flexibel und vielfältig sei und es deshalb kein „richtig oder falsch“ gebe. Auch werde sie niemals als alleinstehender Text gelesen, sondern immer im „Spiegel“ der rabbinischen Literatur. Das Buch macht zudem deutlich, dass die Tora auch heute noch in die Gegenwart hineinwirkt und den Menschen Orientierung geben kann. Die Tora, die fünf Bücher Mose, wird im Laufe eines Jahres gelesen. Sie ist in 54 Parschiot (Wochenabschnitte) eingeteilt. Jeder Parascha (Sg.) wird eine Kurzzusammenfassung vorausgestellt, an die sich die Exegese anschließt.

In der ersten Parascha „Bereschit“ (Gen 1,1–6,8) behandelt der Autor gleich ein sehr diffiziles Thema, um das sich schon viele Religionsphilosophen bemüht haben, nämlich, dass der Mensch als Ebenbild Gottes erschaffen wurde. Hier bezieht er sich auf Maimonides’ „Führer der Verirrten“ und erklärt, dass der Mensch Gott niemals gleich sein kann, aber durch die „Imitatio Dei“, d.h. durch die Nachahmung von Gottes Taten, wie Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, zu einer Art „Stellvertreter Gottes auf Erden“ werden kann. Er weist deutlich darauf hin, dass viele Stellen der Tora nicht wortwörtlich zu verstehen sind, wie z.B. die Tage der Schöpfung. Es ginge hier nicht um Tage im eigentlichen Sinne, sondern um Phasen der Erschaffung, die viele Millionen bzw. Milliarden Tage gedauert haben können. Hierbei bezieht er sich wieder auf Maimonides (Rambam), der erklärte, dass nicht nur die Schöpfungsgeschichte, sondern alle frühen Geschichten der Tora bis hin zu Abraham allegorisch zu verstehen seien.



In der zweiten Parascha „Noach“ (Gen 6,9-11,32) stellt er einen besonderen Bezug zur Gegenwart wie den Umweltsünden her, indem er die Flutgeschichte als Metapher für die Auswirkung menschlichen Fehlverhaltens deutet. Aber auch ein Beispiel für gelungene Integration findet sich in der Tora, und zwar in der 10. Parascha, „Mikez“, (Am Ende, Gen 41,1-44,17). Es ist die Geschichte von Josef in Ägypten, der sich integrierte und trotzdem seine jüdische Identität neben der ägyptischen beibehielt.

In der 18. Parascha „Mischpatim“ – die Rechtsordnungen (Ex 21,1-24,18) erörtert er das falsche Verständnis von „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (Ex 21, 22-27; Lev 24, 17-22; Dtn 19, 15-21). Dieser in der säkularen Welt negativ besetzte Satz wird immer in Verbindung mit Rache gesehen – und der „Rachegott“ des „Alten Testaments“ wird dem Gott der Liebe des „Neuen Testaments“ entgegengesetzt. Es handelt sich hier aber um eine Talionsformel, einen Rechtssatz, der nach rabbinischer Auslegung eine adäquate Strafe für eine Tat fordert, um unverhältnismäßig hohe Strafen zu verhindern.

Am Ende des Buches geht der Autor auf die biblischen Feiertage ein und bespricht deren Symbolik. An Pessach gedenken alle Juden des Auszugs aus Ägypten. Dies bedeute aber nicht nur die Flucht aus Ägypten, sondern auch die aus den „engen Gassen unserer Existenz.“ Ferner erklärt er die Bedeutung des Schofarblasens an Rosch Haschana (Neujahrsfest) und Jom Kippur (Versöhnungstag) und warum man an diesen Tagen in der Synagoge weiße Kleidung trägt. Der Leser erfährt, dass Sukkot (Laubhüttenfest) die Unterschiede zwischen den Menschen aufhebt, denn in den sieben Festtagen sollen alle Juden, egal ob arm oder reich, in einer Hütte leben. Schawuot ist das Fest der Erinnerung für „Matan Tora“ (das Geben der Tora) am Sinai. Hier zieht der Autor Belegstellen aus einem Midrasch heran (Schemot Rabba 28,6), in dem es heißt, dass die Seele jedes einzelnen Juden am Berg Sinai war. Das Fest der Tora ist allerdings Simchat Tora (Tora-Freude). An diesem Tag liest man den Abschluss der letzten Parascha „Wesot Habracha“ (Und dies ist der Segen, Dtn 33-34) und beginnt sofort wieder mit der ersten Parascha „Bereschit“ (Im Anfang, Gen 1,1-6,8). Dies bedeutet, so der Autor, dass man im Judentum nicht wirklich mit der Tora aufhören kann: Sie ist nämlich „zeitlos und muss immer wieder neu interpretiert und in unseren Lebensalltag implementiert werden.“

Jehoschua Ahrens hat mit dieser Publikation den Versuch unternommen, die Inhalte und die Bedeutung der Tora unter Zuhilfenahme von jüdischen Quellen für die Gegenwart begreiflich zu machen. Dies ist ihm gelungen. Das Buch ist eine sehr gute Vorbereitung für die wöchentlichen Lesungen am Schabbat, in der Synagoge oder zu Hause. Es ist aber auch eine exzellente Informationsquelle für Nichtjuden: Indem der Autor immer wieder Belege aus Talmud, Midrasch und rabbinischen Kommentaren, wie Raschi und Maimonides, heranzieht, wird der Leser mit der jüdischen Art der Bibelauslegung bekannt gemacht.

Ulrike-Rebekka Nieten

Peter Schäfer
Das aschkenasische Judentum
Herkunft, Blüte, Weg nach Osten

München: C.H. Beck Verlag, 2024
560 Seiten m. farb. Abb.
39,00 €
ISBN 978-3-406-81247-7

Innerhalb weniger Jahre erscheint mit Peter Schäfers epochaler Arbeit im deutschsprachigen Raum die zweite große Monographie zur Geschichte des Judentums, diesmal in der renommierten neuen Historiensammlung der Gerda Henkel Stiftung beim Beck Verlag, wo schon Jill Lepores „Geschichte Amerikas“ und Jürgen Osterhammels „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ erschienen sind. Während Martin Großmann auf 750 Seiten 4.000 Jahre jüdische Weltgeschichte bearbeitet, konzentriert sich der namhafte Judaist und ehemalige Leiter des „Jüdischen Museums Berlin“, Peter Schäfer, auf die Aschkenas, also den Teil des europäischen Judentums, dessen Kultur inklusive seiner inzwischen weltweit verbreiteten Sprache – Jiddisch – im Römischen Reich Deutscher Nation bereits in der Antike entstanden, seinen Schwerpunkt aufgrund der spätmittelalterlichen Judenverfolgungen vor allem in Deutschland nach Osteuropa verlagert hat. Dort wurden Millionen von hnen vom nationalsozialistischen Deutschland auf unmenschliche Weise und quasi industriell vernichtet. Als Pendant der Aschkenasim sind die sephardischen, also „spanischen“ Juden mit ihrer eigenen, auch sprachlichen Kultur und Verfolgungsgeschichte zu nennen.

Schäfer strukturiert sein schwer überschaubares Material – er hat sowohl alle verfügbaren Texte, aber auch das gesamte bauliche und archäologische Material „auf seinem Schreibtisch“ – in: 1. „Herkunft“, wo israelisches Mutterland, antike Diaspora und jüdische Existenz im Römischen Reich detailliert dargestellt werden; 2. „Verbreitung“, wo der Begriff „Aschkenas“ entschlüsselt und „der lange Weg nach Westeuropa“ dargestellt wird; 3. „Gemeindeleben“, wo wir vor allem über die rechtliche Stellung der Juden im Mittelalter, ihren Fernhandel und die Geldwirtschaft, Institutionen und Ämter lesen. Die



Genauigkeit von Schäfers Arbeit wird vor allem in seiner kleinteiligen Darstellung bedeutender aschkenasischer Gemeinden sichtbar: Der Band bietet auf 60 Seiten die konzentrierte Geschichte der Gemeinden in Köln, Mainz, Speyer, Worms, Regensburg, Prag und Frankfurt. Nicht nur an dieser Stelle wird deutlich, wie unsere eigene Regionalgeschichte eng mit der jüdischen Geschichte in Mitteleuropa verflochten ist.

Der Autor taucht im vierten Teil des Buches „Leben mit der Thora“ tief in literarische und theologische Kulturen und das Gemeindeleben ein: Welche Rolle spielten Thora, Talmud und die Kommentare aschkenasischer Rabbiner wie der Wormser Raschi im konkreten Gemeindeleben? Welche Verordnungen regelten das Leben in den „Schum-Städten“ Speyer, Worms und Mainz? Wir begegnen synagogaler Poesie und den Frommen der Aschkenas, also zentral-europäischen Vorläufern der osteuropäischen Chassidim, und erleben schließlich die Rückkehr der Bilder in die wenig bekannte jüdische Buchmalerei nach 700-jährigem Verschwinden unter islamischem Einfluss.

Im fünften Teil lesen wir dann von „Verfolgungen und Vertreibungen“, hier vor allem über die initiale Zeit der Kreuzzüge, die 1.000 Jahre friedliche Koexistenz zwischen Juden und Christen auf Dauer beenden, über antijüdischen Hass, der sich aus klassischen Fake News über Ritualmorde und Hostienfrevel speist, um in Bücherverbrennungen, Pogromen und Vertreibungen zu enden, schließlich über antijüdische Propagandabilder, „Christusmörder“, „Verbündete Satans“, die „Judensau“ und das ideologische Zueinander von „Ecclesia und Synagoga“ an den großen Kathedralen von Bamberg, Straßburg, Reims und anderswo.

Im sechsten und letzten Teil, der für eine Darstellung des zeitgenössischen aschkenasischen Judentums wie schon bei Großmann zu kurz gerät, begleiten wir die jüdischen Gemeinden auf ihrem „Weg nach Osten“: Ihre Blüte beginnend mit dem Schutz des Statuts von Kalisz (und später Wislica) König Boleslaws VI. in Polen und Litauen, erfahren – von der erstarkten christlichen Kirche von Beginn an kritisch beäugt – vom katastrophalen Chmielnicki-Massaker mit bis zu 100.000 Toten, der chassidischen „mystischen“ Frömmigkeit jenseits der Orthodoxie und hier sehr genau von der Lurianischen Kabbala, der Sabbatianischen Bewegung des Jakob Frank, den Chassidim und Mitnaggedim, also den Gegnern des Chassidismus. Als „Aufbrüche in eine neue Welt“ begreift Schäfer die jüdische Aufklärung (Haskala), den jüdischen Sozialismus, den Zionismus und schließlich die Entstehung der jiddischen und neuhebräischen Literatur der aus Osteuropa stammenden Autoren von Weltrang: Isaac Baschewis Singer, Scholem Alejchem und Samuel Joseph Agnon, Literaturnobelpreisträger von 1966 gemeinsam mit Nelly Sachs. Ihre Herkunftsregion Galizien, genauer Czernowitz, der auch Dichter wie Rose Ausländer, Paul Celan und Ossip Mandelstam entstammen, kommt jedoch nicht mehr in den Blick.

Warum sollten Christinnen und Christen diesen Band lesen? Weil die Geschichte des aschkenasischen Judentums ohne die christliche Kirchen-, aber auch Kultur- und Sozialgeschichte nicht zu denken ist. Im Positiven eines echten Wettbewerbs und Dialogs der beiden Religionen und der wechselseitigen Inspiration wie – und dieser Teil ist entsetzlich übermächtig – im Negativen der ursprünglich christlich motivierten und befeuerten Ermordung, Vertreibung, Entmenschlichung und Unterdrückung jüdischer Menschen, die einmal friedliche Nachbarn waren. Diese mit dem ersten Kreuzzug 1096 anhebende Geschichte des Grauens wird in der nüchternen, sehr genauen Darstellung Peter Schäfers auf jeder zweiten Seite sichtbar: Synagogale Poesie, Qinot – das sind vor allem Klagelieder über das christliche Gemetzel in jüdischen Gemeinden während der Kreuzzüge: „Als sie diese zum Schlachten weihten [...] Frauen ihre Leibesfrucht, ihre sorgsam gehegten Kinder. [...] Der Sohn wird geschlachtet und der Vater betet das Schma – wer hat so etwas gesehen, wer hat (es) gehört?“ (286f).

Die Lüge über jüdische Ritualmorde und Hostienfrevel entsteht 1144 in England, fokussiert auf die Figur Wiliam von Norwicks, und war von Anfang an konzipiert als eine Art pervertierte Wiederholung der Leiden Christi in der Passionszeit inklusive Folter mit Dornen, Kreuz und Seitenwunde. In ihrer fantasmatischen Grausamkeit an einem Kind (bis heute lebt sie in Floskeln wie „Kindermörder Netanjahu“ weiter) rechtfertigt sie in den folgenden Jahrhunderten jede Bestialität gegenüber den jüdischen Gemeinden, die sie nicht selten nach dem Karfreitagsgottesdienst überrollte, weshalb ihnen in dieser Zeit verboten war, ihr Haus oder gar das Judenviertel bzw. Judenghetto zu verlassen. Neben Bücherverbrennungen, die wir gerne mit Nazis in Verbindungen bringen, finden wir schon früh die Verbrennung ganzer Familien, ja Gemeinden in verschlossenen Häusern, so in Würzburg, Blois und Orleans. Massive Verschuldung christlicher Bürger bis hinauf zum Kaiser, Hungersnöte und die Pest intensivieren die antijüdische Gewalt bis zur endgültigen Vertreibung aus allen bedeutenden Reichsstädten im 15. Jahrhundert et cetera, et cetera.

Joachim Valentin

Judith Koelemeijer

Mit dem ganzen Herzen

Das furchtlose Leben der ETTY HILLESUM 1914-1943

Aus dem Niederländischen von Simone Schroth

München: C.H. Beck Verlag, 2024

605 Seiten m. Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-406-81347-4



Vor fünfzig Jahren hörte ich das erste Mal von ETTY HILLESUM: Der hellsichtige Religionspädagoge Hubertus Halbfas hatte ihre Sätze zitiert, Gott könne uns nicht helfen und wir müssten endlich ihm helfen und ihm einen Unterschlupf bei uns verschaffen, dann würden wir auch uns selbst helfen. Inzwischen sind diese Sätze aus ihrem großartigen Tagebuch (jüngst erst ungekürzt auf Deutsch erschienen) viel zitiert. Aber erst aus dieser mitreißenden Biographie wird richtig plastisch, in welchem Kontext diese Sätze geschrieben wurden, nämlich angesichts einer weiteren bösen Eskalationsstufe von Nazi-Gewalt mitten in Amsterdam. Glänzend recherchiert und spannend geschrieben, gelingt eine unglaublich detailreiche und trotzdem stringente Gesamtdarstellung von ETTY HILLESUMS Leben und Werk, die fortan Pflichtlektüre und Standardwerk für alle näher Interessierten sein wird. Die Texte des Tagebuches gewinnen so noch viel mehr Plastizität und Gewicht, und ihre Persönlichkeit wird widersprüchlicher, lebendiger und faszinierender noch.

Deutlicher wird z.B., wie tief ETTY HILLESUM von Anfang jüdisch geprägt war und blieb, keineswegs nur bestimmt durch das liberal-jüdische Elternhaus, sondern durch Freundschaften und Engagements bis hinein in zionistische Kreise. Die Rede von Gott, die im Tagebuch wie vom Himmel gefallen scheinen kann und wie eine neue Entdeckung auftaucht, kommt also von weit her. Dass ETTY dem Drängen von Freundinnen und Freunden, doch unterzutau-chen oder gar in den bewaffneten Widerstand zu gehen, ausdrücklich nicht folgt, ist bezeichnend. Sie will „gehen für ihr Volk“ (diese Worte gebrauchte auch Edith Stein, die kurze Zeit im selben Durchgangslager Westerbork Station machen musste wie ETTY HILLESUM).

Viel klarer tritt die Bedeutung von ETTYS russischer Mutter und deren Herkunftsfamilie ins Licht. Wie viel (Erb-) Lasten von Unterdrückung und Flucht, bis hin in stalinistische Zeiten. ETTYS Liebe zur russischen Sprache und Dichtung geht weit über das Belletristische hinaus, ihre ersten Versuche zur Übersetzung von Dostojewskij u.a. blieben leider Fragment und Ihr Lebenswunsch, in Russland versöhnend wirken zu können, unerfüllt. Zur spannungsreichen Muttergeschichte kommt vom väterlichen Erbe her ETTYS durchaus verständliche Angst, ähnlich anfällig für psychotische Erkrankungen zu sein wie ihre beiden ebenfalls hochbegabten Brüder.

Was schon das Tagebuch aufregend und anstößig machen kann, kommt durch die differenzierte Darstellung der ersten Lebenshälfte erst recht heraus: nicht nur das Drama des begabten Kindes, sondern auch der leidenschaftliche Lebens- und Liebeshunger einer jungen Frau auf der Suche nach sich selbst. Die Klarheit und Diskretion, mit der Koelemeijer diesen Reifungsweg einer überreich begabten und entsprechend „verrückten“ Frau beschreibt, ist von schwesterlicher Diskretion. ETTYS eigenwillig freizügige Sexualmoral, ihr wildes Liebesleben und ihr absoluter Wille, ungebunden und frei sein zu wollen, kommen ebenso zur Darstellung wie ihr politisches Interesse, ihr soziales Engagement. Aber ihre frühe Neigung zum schwärmerisch Überdrehen und Idealistischen, die immer stärker an der harten Realität ernüchtert werden muss, kommt heraus. Dass das ersehnte Lebensziel „Schriftstellerei“ viel mit genauester Wahrnehmung der Wirklichkeit zu tun hat, musste sie erst langsam lernen, und dieser Lernprozess bringt im Tagebuch sichtbare Früchte bis hin zu den großen Reportagebriefen über die wahren Zustände im Lager Westerbork.

Judith Koelemeijers Biografie ist zugleich ein Stück jüngerer Zeitgeschichte in dunklen Nazizeiten. Nicht zuletzt werden Größe und Grenze ihres geliebten Lehrers und Freundes Julius Spier deutlich(er): Seine therapeutische Kompetenz und seine Praktiken, heutzutage wohl als sexueller Missbrauch zu beurteilen, sind das eine. Das andere ist seine offenkundige Ausstrahlung, die vielen aufgeholfen hat und ETTY nach ihrem eigenen Urteil erst werden ließ, die sie wurde und war: eine von Neugierde und Liebe brennende Person, deren zwei Lebenshälften in rasantem Tempo und nicht ohne viele Schmerzen zu einem einmaligen Ganzen zusammenwuchsen, tragisch abgebrochen und irgendwie doch früh vollendet in einem wahrhaft tapferen Leben.

Gotthard Fuchs

Martin Schäuble
Die Geschichte der Israelis und Palästinenser
Der Nahost-Konflikt aus Sicht derer, die ihn erleben

München: Carl Hanser Verlag. 2024
237 Seiten m. s-w Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-44627933-9

„Es ist fast unmöglich, über den Konflikt zu sprechen. Was für Aiyub Fakten sind, sind für mich [Elad] keine, und andersherum“ – diese Problematik, wie sie hier gegen Ende des Buches von einer Begegnung zwischen einem palästinensischen und einem israelischen Jugendlichen geschildert wird, ist in Bezug auf den Nahost-Konflikt nach dem 7. Oktober 2023 gerade hochaktuell und auch hier in Deutschland allgegenwärtig. Umso wichtiger sind Werke wie das vorliegende Buch, dem es auf 237 Seiten gelingt, die Komplexität des Nahost-Konflikts der letzten 3000 Jahre bis zum 7. Oktober prägnant darzustellen, dabei viele Zeitzeugen zu Wort kommen und (gekürzte) historische Dokumente sprechen zu lassen, ohne dabei zu bewerten oder einseitig zu berichten.

Der Autor Martin Schäuble, Journalist und selbst viele Jahre in Israel und den Palästinensergebieten im Gespräch mit Menschen vor Ort, stellt die Geschichte dieses geopolitisch so bedeutsamen Fleckchens Erde sehr sachkundig dar. Dies gelingt, indem Schäuble unterschiedliche Positionen einander gegenüberstellt, wie z.B. beim ersten israelisch-arabischen Krieg die von Fathma al-Hadi und Hava Keller. Fatma al-Hadi berichtet, wie sie den Kriegsausbruch als Palästinenserin erlebte, und Hava Keller, wie sie während des Krieges den Kibbuz bewachte. Diese Erzählweise verhindert einseitige Narrative, gibt Raum für die faktische historische Darstellung und verdeutlicht die emotionale und identitätsstiftende Bedeutung der zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen. Bei alledem hört er zu, ohne zu bewerten. Die Frage danach, was historisch wirklich geschah, ordnet die subjektiven Aussagen der Betroffenen auf einer Metaebene in jedem Kapitel ein.



Wer dieses Buch gelesen hat, bekommt auf sehr anschauliche, lebensnahe Weise vor Augen geführt, dass es in diesem Konflikt nicht nur schwarz und weiß gibt und dass, trotz aller Unlösbarkeit, die kleine Flamme der Hoffnung auf eine friedliche Koexistenz nie ganz erloschen ist, auch wenn diese Vorstellung nach dem 7. Oktober unerreichbar erscheint. Der Verfasser lässt Avihai Israel Israeli am Ende des Buches zu Wort kommen. Israeli war selbst israelischer Soldat, leidet unter einer posttraumatischen Belastungsstörung und wird von Schäuble folgendermaßen zitiert: „Den Konflikt als Konflikt zu akzeptieren, das ist die Lösung. Ich kann den Konflikt nur für mich lösen. Ich bin extra in ein Stadtviertel gezogen, in dem Araber leben. Ein guter Freund ist arabischer Israeli. Damit löse ich nicht den Konflikt für alle, aber es bringt mir Frieden.“

Aussagen wie diese sind es, die zum Neu- und Weiterdenken anregen und dieses Buch zu einer Empfehlung für alle machen, die sich fundiert, auf Grundlage von historischen Ereignissen mit der Geschichte Israels und Palästinas auseinandersetzen möchten. Durch das Einstreuen der Lebensgeschichten und Anekdoten von Menschen vor Ort wird der Nahost-Konflikt nicht nur auf der Sachebene, sondern auch auf der emotionalen Ebene erfahrbar. Das macht das Buch gut einsetzbar für den schulischen Bereich: entweder als Zugang zum Nahost-Konflikt für Lehrkräfte, um ihr Hintergrundwissen zu schärfen, oder aber für den Unterricht in Sekundarstufe II – nicht zuletzt, weil die weitergehenden Medientipps, die am Ende jedes Kapitels genannt werden, gute Iden für den Einsatz im Unterricht bereithalten.

Die Altersempfehlung ab 14 Jahre, die vom Verlag gegeben wird, halte ich für anspruchsvoll. Es wird zwar an vielen Stellen nur wenig Hintergrundwissen vorausgesetzt (etwa, wenn muslimische oder jüdische Feste genannt und erklärt werden), aber gerade die komplexen, (geo)politischen Konfliktlinien machen die Lektüre nicht immer leicht. Deshalb würde ich die Verwendung für die Sek II empfehlen. Die gesellschaftlichen Verwerfungen seit dem 7. Oktober 2023 zeigen, dass der Nahost-Konflikt unbedingt im Unterricht behandelt werden muss. Das Buch von Martin Schäuble bietet hierfür einen wertvollen Ansatzpunkt.

Judith Noa

Michael Wolffsohn
Nie wieder? Schon wieder!
Alter und neuer Antisemitismus.

Freiburg: Herder Verlag. 2024
96 Seiten
12,00 €
ISBN 978-3-451-07239-0

In seiner aufrüttelnden Streitschrift plädiert Michael Wolffsohn angesichts des wieder wachsenden Judenhasses für eine Veränderung des Zusammenlebens in der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft. Zwischenmenschlich ist dem Antisemitismus die funktionale Toleranz, d.h. die Einhaltung allgemein akzeptierter Normen im Sinne von Verkehrsregeln, entgegenzusetzen. Damit ist die praktikable Basis gegeben, die alle akzeptieren können. Damit diese verbindlichen Normen durchgesetzt werden, fordert der Autor die im Staat Verantwortlichen eindringlich dazu auf, für die Sicherheit aller Bürger zu sorgen, auch durch vermehrte Polizeipräsenz.

Wolffsohn kennzeichnet unmissverständlich das Übel, das das jüdische Leben in Deutschland gefährdet: Antisemitismus, vor allem des Islamismus und des Linksextremismus, sowie, an dritter Stelle, die deutschen Rechtsextremisten.

Der Autor prangert die ritualisierte öffentliche Beschäftigung mit der Vergangenheit an, durch die eine persönliche Verbindung der Mehrheit zum Geschehenen nicht mehr erreicht werden kann. Gedenken wird zur Angelegenheit einer zunehmend schrumpfenden Gruppe von Bürgern in Deutschland. Das hat verhängnisvolle Folgen: Der Antisemitismus des radikalen Islam sieht sich von den blutleeren Erinnerungsritualen der bundesdeutschen Gesellschaft gar nicht betroffen. Er wird nicht erreicht. Migranten, Flüchtlinge sowie in Deutschland lebende Angehörige anderer Kulturen können sich vormachen, dass diese Rituale sie gar nichts angeht. Ihr falsches Bewusstsein blendet die Wirklichkeit aus. Dadurch verbreitet sich, auch in Deutschland, der islamistische Judenhass in seinen primitivsten und brutalsten Formen. Dazu tragen zudem die Ideo-



logen und Meinungsmacher von linksextremer Seite, die sich selbst progressiv nennen, erheblich bei, indem sie Israel als die Kolonialmacht auf dem Gebiet Palästinas brandmarken. Auch das bereitet den Boden für das Gedankengut, das antijüdische Übergriffe provoziert, relativiert, rechtfertigt.

Das staatliche und gesellschaftliche Bewusstsein für diese bedrohliche ideologisch-intellektuelle Gefahr muss als in höchstem Maße defizitär entlarvt werden. Es gilt, aus Illusionen aufzuwachen, die leeren Rituale zu beenden, sich schonungslos dem Albtraum der gegenwärtigen Wirklichkeit für die jüdischen Mitbürger zu stellen. Die in den Medien Beschäftigten haben dabei zuallererst die Aufgabe und die Pflicht, die entsprechenden Fakten zu recherchieren, zu sammeln, zu analysieren.

Der Autor stellt die brisante Situation und ihre Ursachen ohne Abstriche vor Augen, sieht aber die Bundesrepublik nach wie vor als das beste Deutschland an. In der Verbundenheit mit der deutschen Gesellschaft kann Wolffsohns besorgt formulierte, desillusionierende Diagnose aufklärungswilligen, einsichtigen Bürgern zur Selbsterkenntnis verhelfen – dem ersten Schritt zur Besserung. Michael Wolffsohns konfrontative Ausführungen bleiben hoffnungsvoll und ermutigend, denn er widmet sein Buch allen, die „Herz und Verstand miteinander verbinden.“

Heribert Körlings

Konfuzius
Gespräche
Neu übersetzt und kommentiert von Hans van Ess

München: C.H. Beck Verlag. 2023
816 Seiten m. s-w Abb.
48,00 €
ISBN 978-3-406-79734-7

Hans van Ess, Professor für Sinologie an der LMU München, legt mit diesem Buch eine Neuübersetzung des am zweithäufigsten übersetzten chinesischen Buches vor: der „Gespräche“ (Lunyu) des Konfuzius. Eine solche sei aus mehreren Gründen geboten: Zum einen seien die Übersetzer „bis zum 2. Weltkrieg fast durchweg christliche Missionare“ gewesen, weshalb damit eine – nicht zutreffende – „christliche, zum Teil humanistische Begrifflichkeit“ bis in die heutige Zeit vorherrsche. Zum anderen lieferten die neueren Übersetzungen „fast ausnahmslos keine wirklich neuen Erkenntnisse“, sondern spiegelten vielmehr die „persönlichen Vorlieben der Übersetzer“ wider. Überdies sei Lunyu – entgegen der bisherigen Annahme – kein „aus weitgehend unzusammenhängenden Sentenzen“ bestehendes Werk, sondern bis ins kleinste Detail durchkomponiert; es handele sich um ein „Propädeutikum“ bzw. einen „Schulbuchtext“ zur „Einführung in die kulturellen Grundlagen“, „thematisch und chronologisch geordnet“ in Auseinandersetzung der verschiedenen konfuzianischen Schulen; es bestehe aus Aufzeichnungen bzw. Mitschriften von Schülern, aber auch stilistisch anders gestalteten Stellen, die vermutlich später entstanden sind.

Van Ess bettet die einzelnen Sprüche vorrangig in den historischen Hintergrund ein und gleicht sie mit der Darstellung von geschichtlichen Ereignissen und in Chroniken genannten Personen ab. Er gibt den einzelnen Kapiteln Überschriften, die nach Inhalten wie Lernen, Lehrer, Regierung, Umgang miteinander oder nach Personen wie einzelnen Schülern – von unterschiedlichem Alter und unterschiedlicher gesellschaftlicher Stellung bzw. Intelligenz – oder Würdenträgern benannt werden.



Ebenfalls in Abgrenzung zur herkömmlichen Lesart konstatiert der Autor für das Werk konzeptionell den Charakter situativ bedingter Unterweisungen, vorrangig „Regeln des sittlichen oder höflichen Anstands“, aus denen sich jedoch keine „Ethik“ konstruieren lasse: „Viele philosophisch scheinende Aussagen nehmen bei der Kontextualisierung vor dem historischen Hintergrund eine andere Bedeutung an, als sie in der Philosophiegeschichte steht. [...] Der Text diene nicht rein philosophischer Erbauung, sondern der Beschreibung verschiedener Situationen, mit denen ein konfuzianischer Beamter – aber im Spezialfall auch ein Kaiser – in seinem Alltag konfrontiert sein konnte. Das Leben des Konfuzius und seiner Schüler war also Folie zur plastischen Illustration von Dilemmata, Konfliktsituationen und vorbildlichem Verhalten jeglicher Art. Vielleicht waren die Sprüche nur Anhaltspunkte für die größeren Zusammenhänge, die in ihrem Hintergrund standen. Diese Zusammenhänge waren historische Situationen, aus denen die einzelnen Sätze entnommen sind.“ (67f.)

Damit setzt sich van Ess auch inhaltlich von dem Gros der bisher üblichen Interpretationen ab. Eine deutliche Neugewichtung schafft er bei dem Zeichen „ren“, zusammengesetzt aus „Mensch“ und „zwei“. Dessen bisher dominierende Übersetzung als „Menschlichkeit“ oder „Güte“ bezeichnet der Autor als eher unzutreffend, da diese Missverständnisse hervorrufe. Stattdessen übersetzt er das Zeichen unter anderem als „Fähigkeit, mit den Menschen umzugehen“ bzw. „schonend mit den Leuten umzugehen“ – was sich in Kap.12.22 jedoch letztlich kaum mehr von dem Ausdruck „ai ren“ („ai“: in der Hauptübersetzung lieben, und „ren“: die Menschen) als „Fähigkeit, mit den Menschen gut umzugehen“ unterscheidet. Trotz guter Begründungen mag nicht jeder diesem Verzicht auf sonst übliche prägnante, inhaltsstarke Formulierungen zustimmen.

Mit ihrer starken historischen, jedoch kaum philosophischen Ausrichtung hat diese umfangreiche, detaillierte und aufwendige Arbeit ein geteiltes Echo in der Fachwelt gefunden. Nichtsdestotrotz ist die Neuübersetzung für Fachleute und kundige Laien interessant, aber für den schulischen Unterricht nur bedingt nützlich, da die allgemeinphilosophischen Aspekte, mit denen man das Lunyu gemeinhin verbindet, hier keinen Raum finden.

Das 800 Seiten starke Buch umfasst eine knapp 80-seitige Einleitung, den umfangreichen Hauptteil aus chinesischem Text, deutscher Übersetzung und ausführlichen Erklärungen; ein 80 Seiten langer Schlussteil mit Anmerkungen, Literatur und Register rundet das Buch ab. Der Verlag C.H. Beck legt eine schön gestaltete Ausgabe vor, gut redigiert auf hochwertigem Papier, die man gerne zur Hand nimmt.

Alexandra Reißmann

Impressum

Autorinnen und Autoren

- Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz

Bonimeier, Dr. Manuel / Traunstein

Cameran, Matthias / Limburg

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Eichhorn-Remmel, Dr. Friederike / Neuhof

Franz, Dr. Thomas / Würzburg / Berlin

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Monheim

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris

Holschbach, Hubertus / Bad Homburg

Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Koller, Prof. Dr. Edeltraut / Frankfurt

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand

Langenhorst, Prof. Dr. Georg / Augsburg

Lechtenböhm, Silke / Flörsheim

Löbber, Dr. Heribert / Glashütten

Lomp, Daniel / Koblenz

Lorenz, Dr. Johannes / Frankfurt

Ludwig, Dr. Johannes / Limburg

Menges, Thomas / Limburg

Nagel, Günter / Giesen
- Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Nieten, Dr. Ulrike Rebekka / Berlin

Noa, Judith / Wiesbaden

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Nothelle, Regina / Leipzig

Padilla, Dr. Ronaldo Gonz  les / Erfurt

Paeßens, Jutta / Fürstenau

Pantenburg, Sandra / Limburg

Pappert, Claudia / Idstein

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Reißmann, Alexandra / Limburg

Rösel, Dr. Christoph / Stuttgart

Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Eichstätt

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen

Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schweitzer, Ivonne / Greifenstein

Sojer, Thomas / Erfurt

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

Teschner, Karolin / Lohne

Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg i. Br.

EULENFISCH Literatur 2/2024

- Herausgeber**
Dr. Ralf Stammberger

Chefredakteur
Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion
Thomas Menges

Korrektorat
Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz
Yvonne Wecker

Verlag
Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de
- Redaktionsanschrift**
Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN
978-3-944142-95-1

ISSN
2199-7020

Ausgabe 32 (2_2024) 17. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

   Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2024

